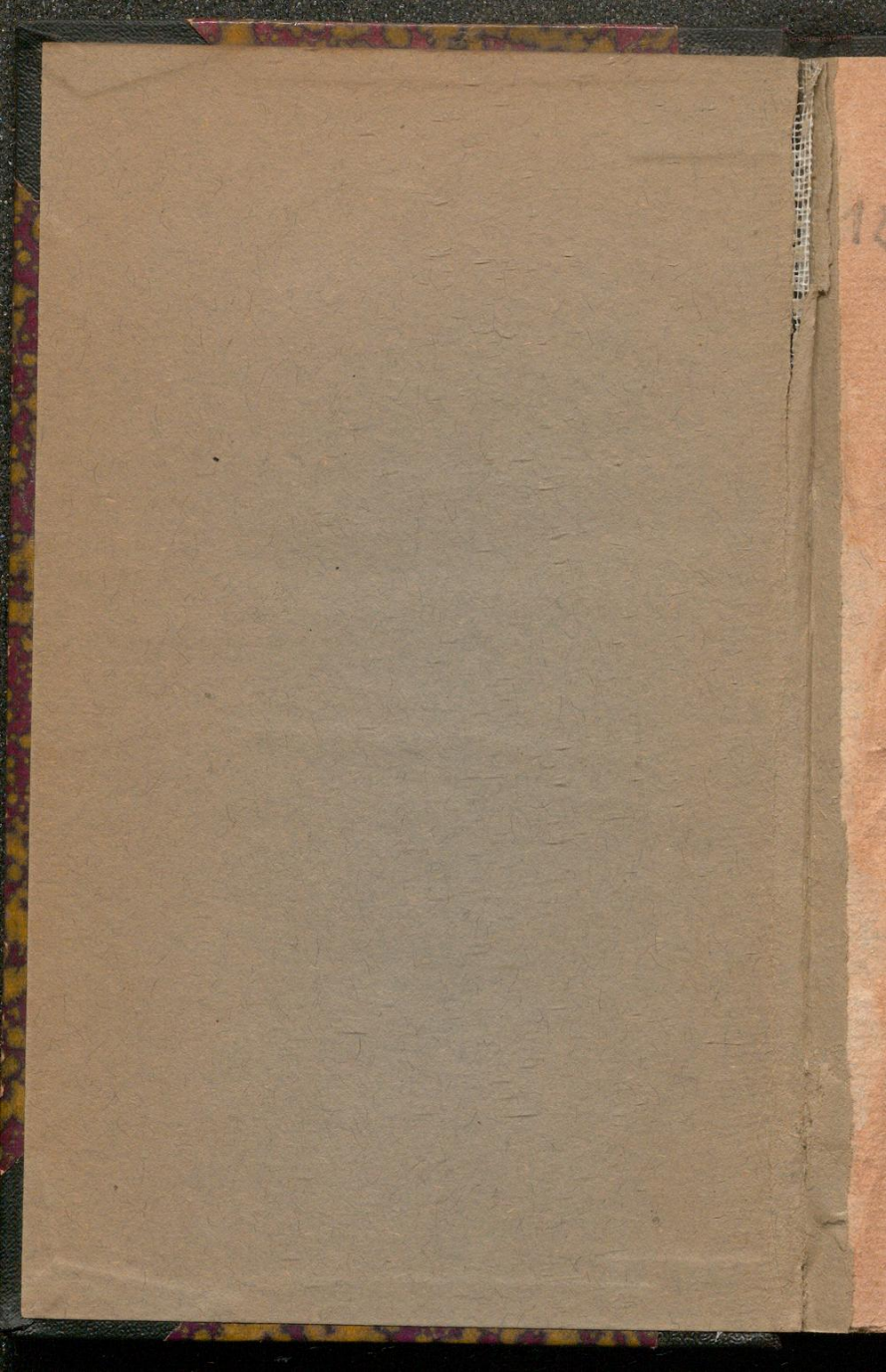


Wienbibliothek im Rathaus

T
A9666/3

MA 9 - SD 25 - 072017 - MA 21



A 9666 3
12. 34

1722

12
N e u e
Skizze von Wien.

Drittes und letztes Heft.



W i e n.
In der Degenschen Buchhandlung.
1812.

11. 10.



7. N.

146004

AUS DER HIEN. STADTBIBLIOTHEK
AUSGESCHIEDEN



Inhalt des dritten Häfts.

LXXV. Die neuesten Schicksale Wiens	Seite 2
LXXVI. Die Neue Burg	10
LXXVII. Hof-Frauer	14
LXXVIII. Der Leopolds-Orden	18
LXXIX. Denkmale verdienter Männer	22
LXXX. Verlorne Sachen	27
LXXXI. Was bezahlt sich besser?	32
LXXXII. Die Verlebten	36
LXXXIII. Säugammen-Institut	40
LXXXIV. Blinden-Institut	43
LXXXV. Das Theresianum	48
LXXXVI. Antiken-Sammlungen	52
LXXXVII. Kaffeh-Verboth. — Surrogate für Kaffeh und Zucker	56
LXXXVIII. Kaffeyungen	62
LXXXIX. Holländische Krämerpraxis	66
XC. Lugus der untern Stände	69
XCI. Institut für franke arme Kinder	73
XCII. Die Real-Akademie	75

XCIII. Lücken im öffentlichen Unterricht	Seite 80
XCIV. Abnahme der Literatur und Lectüre	85
XCV. Die Philosophie ohne Beynahmen	90
XCVI. Kostbare Meubeln	95
XCVII. Tadler und Spötter	98
XCVIII. Unterhändler. — Unterhändlerinnen	102
XCIX. Die Gesellschaft adelicher Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen	106
C. Neueste Finanz-Verfügungen. — Verschwindung der Bancozettel. — Einlösungsscheine	111
CI. Medicinische Moden	117
CII. Schnurrbärte und Schnürbrüste	121
CIII. Mittel zur ehelichen Eintracht	126
CIV. Geldsucht	130
CV. Schilderung Wiens für die Pariser, von Walte-Brun	134
CVI. Consumtions-Tabellen von den Jahren 1810 und 1811	146
CVII. Volkslisten	148

AUG

LXXV.

Die neuesten Schicksale Wiens.

Noch einmahl ergreife ich die Feder, um das skizzirte Gemählde Wiens, so weit es thunlich ist, seiner Vollendung näher zu bringen.

Welche unerwartete Schicksale haben diese Stadt betroffen, seit dem ich im Jahre 1805 zum letztenmahl von ihr sprach! — Welche Stürme und welche Sonnenblicke walteten unterdessen abwechselnd über ihr! — Welche Leiden und welche Freuden haben ihre Bewohner seit dem erlebt!

Kaum war im Jahre 1805 das zweyte Häft aus der Presse, als der schon so lange wüthende Krieg neuerdings losbrach, und dießmahl sich bis in die Straßen Wiens selbst verpflanzte. Die Uebergabe des achtzig Meilen weit entfernten Ulm bahnte jetzt den Feinden den Weg nach dem so lange unbefiegten Wien, dessen Thore man ohne Widerseßlich-

3. Häft. A

Zeit öffnete. . . . Am 13. November zogen sie — brennend eben so sehr erstaunt als die Wiener selbst — durch die Linien der Kaiserstadt. Man sah sie zwar mit ruhiger und gutmüthiger Neugierde, aber doch mit gekränktem Nationalstolz durch das Burgthor sich in die Straßen verbreiten, wohin seit dem Böhmen Ottokar und dem Ungarn Mathias keine fremden Truppen mehr gekommen waren.

Und sonderbar! Zehntausend bewaffnete Wiener versahen gemeinschaftlich mit den Franzosen die Wachen der Stadt, und arrestirten gelegentlich auch die feindlichen Soldaten, welche sich Unordnungen erlaubten. . . .

In den Häusern lebte man indessen auf freundlichem Fuße zusammen, und es knüpften sich manche der innigsten Verhältnisse. Wenn es mitunter einer patriotischen Wienerin entschlüpfte zu sagen: *mais quand on a des ennemis dans la ville*, fielen die galanten französischen Officiere sogleich ein: „*dites, des étrangers.*“ — Kurz, es ging alles ziemlich friedlich und schiedlich; die höflichen Gäste zogen am 12. Januar 1806

wieder ab, und gaben den Wienern noch mehrere Monathe interessanten und mitunter lustigen Stoff zur Unterhaltung.

Indessen hatte dem guten Volk nur das Herz nach der Ansicht seines Landesherrn geschlagen, und als Derselbe am 16. Januar bey der Donaubrücke ankam, strömte eine Fluth von Tausenden dahin, und begleitete den Monarchen unter Händeklatschen und Freudengeschrey, wie im Triumph, bis zur Metropolitankirche, wo Ihm Blumen gestreut, das Herr Gott dich loben wir! an- gestimmt, und dieser Tag als der schönste Tag Wiens gefeyert wurde.

Der 24. November 1807 war abermahl ein festlicher Tag für die Kaiserstadt, weil an diesem das Monument Josephs II., seine kolossale Statue zu Pferde, feyerlich aufgedeckt wurde. — Der ganze Josephsplatz war neu herausgeputzt, und ringsum mit Schau- gerüsten versehen. Gegen Mittag versammelte sich auf demselben die ganze kaiserliche Familie, nebst allem was Wien von Einheimischen und Fremden Großes und Ansehnliches hatte. —

Die adelichen Leibwachen schlossen den ersten Kreis um die Statue; ein Bataillon ungarischer Grenadiers bildete von außen ein Viereck. Auf ein gegebenes Signal fiel das, aus den österreichischen Wappenfarben gemachte, und über die Statue gespannte Zelt zu Boden; Trompeten und Pauken erschallten von zwey Seiten; das Händeklatschen und Vivatrufen des Volks fiel in den Paukenschall; die Sonne strahlte in eben dem Augenblick freundlich auf das hellglänzende Kunstgebilde. Eine Salve des Bataillons und der Donner der auf den Basteyen aufgeführten Kanonen beschloß die Feyerscene, und frischte das Andenken jenes Monarchen auf, der zwar auch ohne Statue stets unvergesslich seyn würde, wie die ihm zuerst bestimmte Aufschrift sagte *).

Am 6. Januar 1808 neuer Jubeltag. . . .
Es wurde das dritte Beylager des Kaisers mit hier seit lange ungewöhnlicher, und seit der großen Maria Theresia nicht mehr gese-

*) In suorum animis immortalis.

hener Pracht gefeyert. Die Hoffefte dauerten mehrere Tage, an denen auch das Publicum durch Freyspectakel, Freyredoute u. s. w. Theilnahme hatte; der Leopoldsorden ward bey diesem Anlaß gestiftet, zum Denkmahl auf Kaiser Franzens Vater (so wie die Statue zum Denkmahl auf seinen Oheim errichtet worden war); eine Menge von Gnaden, Würden, Titeln, Bändern, Sternen und goldenen Schlüsseln wurde an verdiente Staatsbeamte und Kriegsmänner vertheilt.

Raum war ein Jahr vorüber, da brach einer der größten Stürme los. Der letzte Kampf gegen Frankreich begann, und es war im Buche des Schicksals geschrieben, daß die Streiche davon vorzüglich auf Wien fallen sollten. Am 9. May 1809 besetzte ein Corps der feindlichen Armee die Vorstadt Mariahülff sammt den benachbarten Gründen, und rückte bis auf die Esplanade vor, wo es aber dießmahl mit Kanonenschüssen empfangen wurde, denn man ließ es jetzt auf eine Belagerung ankommen — eine Erscheinung, die seit dem Jahre 1683 nicht einge-

treten war. — Die ungeschliffenen Türken bemühten sich damals hauptsächlich, die Festungswerke zu beschießen, zu unterminiren und dann zu bestürmen; die Franzosen hingegen ließen die Festungswerke unberührt, und drohten der Stadt den Ruin durch ein Bombardement, welches am 11. May Abends um neun Uhr anfang, und bis um drey Uhr dauerte. Eine Capitulation machte der Verwüstung ein Ende, und am 13. frühe besetzte die Division Dubinot das betäubte Wien.

Die wechselseitige Stimmung war diesmal nicht mehr wie im Jahre 1805. Die unerwarteten Gäste ließen uns bey jeder Gelegenheit eindringlich fühlen, daß sie die Sieger waren. Eine höchst zahlreiche Einquartierung mußten die Hauseigenthümer der Stadt und der Vorstädte auf ihre Kosten unterhalten. Wie kostbar die Requisitionen mancherley Art wurden, schliesse man daraus, daß z. B. aus der Hauptstadt allein wenigstens 300000 Ellen Leinwand und zwey Millionen litres Wein (etwas über eine Millior. Wienermaß)

7

in die benachbarten Lager, Spitäler und Cantonirungen geliefert werden mußten, ohne hierzu den Wein zu rechnen, den die einquartirten Truppen in der Stadt selbst verbrauchten.

Indessen bereitete sich die Schlacht bey Aspern vor. Man konnte von den Glockenthürmen, von den Dächern der gegen Nordost liegenden Häuser der Stadt und Vorstädte, auch von den Linien bey dem Belvedere, die Stellung und den Kampf der beyderseitigen Heere auf dem Marchfelde deutlich sehen, und die schreckliche und unausgesetzte Kanonade machte die Fenster der Stadt klirren. . . . Das nämliche war es während der Schlacht bey Wagram: der Kanonendonner hallte so vernehmlich, als ob er aus dem nahen Prater käme. . . . Ein in seiner Art einziges und schreckliches Schauspiel! Zwölfhundert Klaster von der Hauptstadt zwey Schlachten — worin 200000 Mann gegen einander standen — die größten Schlachten, welche seit einem Jahrtausend in Europa sind geschlagen worden, unthätig und bange ansehen zu müssen!

Zwar wurde wenige Tage darauf ein Waffenstillstand geschlossen, und eine Friedensunterhandlung angefangen, über deren Ausgang man aber noch in Ungewißheit schwebte, als am 14. October um drey Uhr Nachmittags plötzlich der Kanonentknall die Stadt in Schrecken, und wenige Minuten darauf in Freude versetzte, da man vernahm, es sey die laute Bottschaft des geschlossenen Friedens.

Am 16. begann das Sprengen der schönen Festungswerke, und dauerte mit Zwischenräumen über vierzehn Tage lang. Für die Stadt war diese Operation keineswegs gleichgültig, denn jede Explosion der Minen wirkte wie ein nahe Erdbeben, auf die Gebäude.

Am 20. November verließen die feindlichen Krieger die Stadt. Am 26. rückte wieder der vaterländische Garnison ein; und Tags darauf kam der Kaiser unvermuthet und ohne allem Prunk in seiner Burg an, die sich augenblicklich mit einer Menschenmenge füllte,

welche den Monarchen gleichsam auf den Händen über die Treppen hinauf trug.

Noch waren nicht drey Monathe verflossen, und, o unergründlicher Wechsel aller irdischen Dinge! Napoleon, der bereits vier mörderische Kriege gegen Oesterreich gefochten, dessen Heere noch vor wenigen Wochen die Gefilde um Wien zum Schauplatz des Schreckens gemacht hatten, freyte jetzt um die älteste Prinzessin Franzens! . . . Schon begann man bey Hofe Vorbereitungen zu dieser Feyer zu veranstalten; der Großbothschafter erschien; die Trauung ward vollzogen, und mancherley Feste verherrlichten das überraschende Familien-Bündniß. Am 6. März schied die junge Kaiserinn der Franzosen aus ihrer Vaterstadt, und das erstaunte Wien sieht seit dem einem Verhältniß entgegen, wie es schon einst zwischen diesen beyden Höfen zu ihrem wechselseitigen Wohl vorhanden war.

LXXVI.

Die Neue Burg.

Als die Kaiserinn Maria Theresia von der Krönung ihres Gemahls aus Frankfurt kommend, durch Würzburg reiste, und dort beym Bischof speiste, sagte sie: „Herr Bischof, Sie haben wahrlich ein viel hübscheres Residenzschloß hier als meine Burg in Wien ist.“ — Ja, Euer Majestät, versetzte der Bischof, es ist ein ganz leidliches Pfarrhofslein. — Dieses angebliche Pfarrhofslein ist bekanntlich einer der schönsten Palläste in Deutschland, und die Burg zu Wien sieht gegen die Residenz in Würzburg nicht viel besser aus als eine schlichte alte Caserne.

Darum war auch schon öfter die Rede davon, dieses alte Gebäude einzureißen, und einen Pallast herzustellen, würdig eines Kaisers. Carl VI. fing dieses Unternehmen wirklich nach dem schönen Plan des Fischer von Erlach an; allein es kam, ich weiß nicht warum, bald wieder ins Stocken, und so steht diese halb neue und halb alte Burg

ansymmetrisch und unvollendet da, und gibt ganz und gar keinen imposanten Anblick. . . . Von jener Zeit an hat man schon mancherley Pläne zu einem neuen Kaiserpallast gemacht. Darum will auch ich es wagen, den Vorschlag zu einer neuen Burg zu thun, den vielleicht bessere Zeiten einst noch ausführen sehen.

Seit dem Wien aufgehört hat eine Festung zu seyn, ist eine der größten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, die stets dem Bau einer neuen Burg im Wege standen. Die Stadt ist nun so gut als ein offener Platz, und somit ist es Einerley, ob die Burg in oder außer derselben stehe. In der Stadt selbst ist ganz und gar kein Raum zu einem kaiserlichen Pallaste; also nehme man einen außer derselben.

Der Bezirk von den kaiserlichen Stallungen bis in die Stiftgasse, und von der Mariabülferstraße bis zur breiten Gasse, gibt das bequemste Locale zu einem gut gelegenen und geräumigen Pallaste. Das Gebäude, welches jetzt die Stallungen ausmacht, ist

im schönen regelmäßigen Styl und solide aufgeführt, und hat die angenehmste Lage vor sich: auf einer sanften Erhöhung genießt es einer freyen und weit ausgebreiteten Aussicht beynahe über den ganzen Halbzirkel zwischen der Stadt und den Vorstädten; es beherrscht mit der Fronte das Glacis, wo sich ein angenehmer Garten und eine prächtige Zufahrt anbringen lassen. . . . Rückwärts die Ingenieur-Akademie, ein ungeheures prächtiges Gebäude, hinreichend für alles nöthige Hofpersonale, mit einem geräumigen Hof, der mit schönen Baum-Alleen bepflanzt ist. Ähnliche Höfe sind auch bereits hinter den Stallungen befindlich, und die Albertinischen Wasserleitungen geben allem was darin befindlich ist, reichliches und gutes Wasser, ein Artikel, der für eine solche Gebäude-Masse, und für die darin wohnende Legion von Menschen, besonders in dem heißen, trocknen und staubigen Wien, von höchster Wichtigkeit ist.

Dieser Bezirk, von allen vier Seiten frey stehend, und planmäßig zusammen ge-

baut, würde unstreitig einen Pallast darbiethen, wie er auf keiner anderen Stelle von Wien anzubringen ist, und der endlich ein Wohnhaus bildete, würdig des Beherrschers der östereichischen Monarchie.

Und weil schon von Aufhebung der Festungswerke die Rede ist, so möchte ich auch den Vorschlag thun, den nun zur Vertheidigung überflüssig gewordenen schönen breiten Stadtgraben auf eine Art zu benützen, daß dadurch der Stadt selbst manche Bequemlichkeit und mancher Vortheil zuwüchse.

Könnte man nicht die bis jetzt in der Stadt befindlichen Backöfen der Bäcker, die so oft Feuergefähr drohen, in den Stadtgraben versetzen? — Könnte man nicht die in der Stadt befindlichen Fleischbänke, welche übeln Geruch und ungesunde Ausdünstungen über ihre Nachbarschaft verbreiten, in den Stadtgraben versetzen? — Könnte man nicht die in der Stadt befindlichen Schmieden, wie auch die Schlosser, Kupferschmiede, Klampferer (Klempner) und andere lärmende Gewerbe in den Stadtgraben verlegen?

Es versteht sich von selbst, daß man für einige dieser Gewerbe die nöthigen Brunnen in ihrer Nähe graben, und neben den Stadthoren, oder wo es sonst noch thunlich wäre, bequeme Wege zu ihrem neuen Standort anlegen müßte, um die Gemeinschaft mit der inneren Stadt zu erleichtern.

LXXVII.

Hof = Trauer.

Die regierenden Fürsten von Europa machen bekanntlich alle zusammen Eine einzige große Familie aus — wenigstens nennen sie in der diplomatischen Sprache alle einander Brüder und Vettern. Wenn also irgend ein Glied dieser großen Kette den peremptorischen Satz bestätigt:

*pallida mors aequo pulsat pede
 pauperum tabernas Regumque turres,*
 so ist es natürlich, daß die ganze erlauchte Sippschaft daran Theil nehme, und daß sie, nach allgemein eingeführter Sitte, Trauer anziehe.

Bey einheimischen Todesfällen, und auch bey auswärtigen von größerer Bedeutung, schreibt eine eigens gedruckte und vom Hofe ausgetheilte Trauer-Ordnung jedesmahl genau vor: Wer, und wie lange man aufgeriebenes Tuch, Pleurenfen, angelaufene Degen und Schnallen, einfache Manschetten, Weiberkappen mit schwarzem Flor und weißen Palatinen u. s. w. zu tragen habe; item, wann das aufgeriebene Tuch mit Seide, der schwarze Degen, die schwarzen Strümpfe, die blauen Schnallen, mit weißen zu wechseln seyen u. s. w. und der ganze Hof modelt sich, wie es ziemt, nach dieser Vorschrift.

So weit ist die Sache in der Regel.

Allein aus der Hof-Trauer, die es eigentlich seyn soll, wird in Wien immer eine allgemeine Stadt-Trauer. . . . Da ist keine Frau eines Kanzellisten, keine Frau eines Fabrikanten oder Handels-Commis, selbst keine Frau eines wohlhabenden Schneiders oder Kaffehsieders, die nicht Hoftrauer trägt, wenn ein Prinz von Dänemark oder von Sardinien gestorben ist.

Eine andere gar wundersame Erscheinung ergab sich, als vor einiger Zeit eine Hoftrauer in die Tanzzeit fiel: die Weiber von Ton kamen schwarz auf den Ball, und tanzten in Trauer! . . . Eine solche Extravaganz hatte man ehemals nicht gesehen; denn an einem Balltag legte man sonst die Trauer ab, und zog Kleider der Freude an.

Aber — die Weiber mit weißem Zell haben eine auffallende Vorliebe für die Trauerkleidung . . . man weiß wohl, warum.

Ein komischer Auftritt ist es, wenn während der Periode einer Hoftrauer ein Geschäftsmann über seinen Arbeiten allenfalls vergißt, sich für eine unbedeutende Abendgesellschaft schwarz anzukleiden; oder auch, wenn er weiß, daß in der Gesellschaft Niemand zugegen ist, der zum Hofe gehört, und sich folglich der Trauer entübrigen zu können glaubt. — Schon bey der Thüre ist sogar der Lackey unentschlossen, ob er den farbigen Herrn auch nur in das Haus einlassen soll. — Wenn dieser denn aber doch mit seinem grauen Frack bis in das Gesell-

schaftszimmer durchdringt: so entsteht bey-
 nahe eine Art von Schrecken, der die lustige
 schwarze Gesellschaft ergreift, über die Er-
 scheinung des Mannes im farbigen Kleide. —
 Kein Mensch will sich mit ihm in Conversa-
 tion einlassen; und die es noch thun, können
 ihre Verlegenheit über seinen Uebelstand nicht
 verbergen. Das beste, was der unglückliche
 Gefarbte bey diesen Umständen thun kann, ist,
 sobald als möglich sich wieder zu eclipsiren. —
 Die Frau vom Hause will nicht das Ansehen
 haben, als ob unbedeutende Leute zu ihr
 kämen.

Will der Mann quaestionis seine be-
 gangene Sünde wieder gut machen, so muß
 er am nächsten ersten Gesellschaftstage de
 pied en cap schwarz erscheinen.

Die Officiers tragen als Hoftrauer bloß
 einen Streif von schwarzem Flor um den
 Arm. — Man hat schon öfter den Vorschlag
 gethan, den unteren Beamten ebenfalls ei-
 nen solchen Streif von Flor zu geben, um
 ihnen den theuern schwarzen Anzug zu er-
 sparen. Sollte man es glauben! sie haben

3. Häft.

W

selbst gegen diesen ökonomischen Vorschlag protestirt.

Wenn der regierende Landesherr stirbt, werden die Fahnen und die Trommeln der Armee mit schwarzen Flören behangen.

LXXVIII.

Der Leopolds-Orden.

Nachdem Kaiser Franz seinem großen Oheim, Joseph II., das schöne Monument seiner Dankbarkeit, die kolossale Statue gesetzt hatte, worauf er ihn selbst als seinen zweyten Vater erklärt *), wollte Er auch ein bleibendes Denkmahl auf seinen wirklichen Vater zu Stande bringen, und stiftete als solches den Leopolds-Orden.

*) Die Inschrift am Fußgestelle dieser Statue ist folgende:

Josepho II. Aug. qui salutis publicae vixit non diu sed totus, Franciscus Rom. et Aust. Imp. ex fratre nepos alteri parenti posuit.

Wenn man diese beyden Monumente mit einander vergleicht, so ist man unschlüssig, welchem von beyden man den Vorzug geben soll. . . . Schön ist es ohne Zweifel, in kunstreichen Erzgebilden seinem Volke Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende vorschweben, und den spätesten Enkeln noch die Züge weisen, unter denen man in menschlicher Hülle so große Dinge zum Wohl ihrer Urbäter that. . . . Aber nicht minder schön ist es, mit dem Gepräge seines Namens das Verdienst in jedem Stande, ohne Rücksicht auf hohe Geburt oder glänzende Würden, belohnt und geehrt zu wissen.

Dies ist der Zweck des Leopolds-Ordens. — Nachdem durch den Orden des goldenen Vlieses für hohe Geburt und hohe Würden, durch den Stephans-Orden für Verdienste um den Staat auf der politischen Laufbahn; durch den Theresien-Orden für Tapferkeit im Kriege gesorgt war, stand noch die Lücke offen, das Verdienst erworbener Kenntnisse im wissenschaftlichen Fache, das Verdienst der Betriebsamkeit, des Gewerbfleißes und

andrer patriotischer Anstrengungen auf eine ähnliche ehrenvolle Weise zu krönen; und diese Lücke hat Kaiser Franz im Jahre 1808 bey Gelegenheit seiner dritten Vermählung ausgefüllt, als Er den Leopolds-Orden schuf. . . . Der Zweck desselben ist, laut der darüber gegebenen Stiftungs-Urkunde „die „öffentliche Anerkennung und Belohnung der „zum den Staat und das Haus Oesterreich „erworbenen Verdienste;“ und seine schöne Devise: „Der Rechtschaffenheit und dem Verdienste *)“ welche nicht mehr versprechen, als sogleich auch gehalten wurde.

Nicht nur die Mitglieder des höchsten Kaiserhauses; nicht nur Fürsten, Minister, Feldherren, hoher Adel, hohe Geistlichkeit, obere und andere Staatsbeamte, erhielten diesen Orden, sondern jetzt in Oesterreich zum erstenmahl auch Männer, die durch Handel und Gewerbe sich ausgezeichnete Verdienste erworben; ja sogar Gelehrte von Beruf. . . . Wenn schon ehedem Martini, Sonnenfels,

(*) Integritati et Merito.

Zeiler u. s. w. den Stephans-Orden erhielten, so hatten sie ihn mehr in der Eigenschaft politischer Geschäftsmänner; aber seit der Stiftung des Leopolds-Ordens sind auch Schemmel und Pacassi die Hydrauliker, Jordan der Dekonom, Triesnecker und Bürg die Astronomen, Gerstner der Mathematiker, Scherer der Naturforscher u. s. w. mit jenem Symbol der Dankbarkeit des Staats geschmückt. — Ohne Zweifel ein mächtiges Triebrad für aufblühende Patrioten der unteren Stände, sich durch ähnliche Verdienste einst auch in die glänzende Gesellschaft dieses Ordens versetzt zu sehen!

Bis auf unsere neuesten Zeiten war es am österreichischen Hofe eine streng beobachtete Regel, daß derselbe für seine Mitglieder und Staatsbeamte weder auswärtige Orden annahm, noch seine einheimischen Civil-Orden in fremden Staaten austheilte.

Die neue Familien-Verbindung mit dem französischen Hofe hat diese Regel aufheben gemacht. Man sieht seit dem das Kreuz der französischen Ehren-Legion in der Burg zu

Wien, wie die Insignien des Stephans- und Leopolds-Ordens im Tuilleries-Pallast zu Paris.

LXXIX.

Denkmahle verdienter Männer.

Alle policirten Völker fühlten eine Art von Drang der Dankbarkeit, ihre um das Vaterland verdiente Männer durch öffentliche Denkmahle auf irgend eine Art zu verewigen: ein achtungswerthes Gefühl! sie ehrten dadurch ihre Heroen, und nicht minder auch sich selbst.

Ohne der zahllosen Statuen verdienter Männer des alten Griechenlands und Roms *) zu erwähnen, gibt es von Lisbon bis Petersburg keine Hauptstadt des heutigen Europa, die nicht mit solchen Denkmahlen prangt; und es war der schrecklichste Beweis

*) Cerasque in imagine stantes.

von der tiefsten Verwilderung des französischen
 Revolutions = Pöbels, daß er die Bildnisse
 Heinrichs IV. umstürzte, daß er die Grab-
 stätten in St. Denys verwüstete. . . .

Wenn Wien auch keine außerordentlich
 prächtige Monumente seiner verdienten Män-
 ner aufzuweisen hat, so besitzt es doch einige
 einfache Denkmale dieser Art, und dadurch
 ist das Wesentliche der Sache erfüllt: etwas
 mehr oder minder Glanz erhebt und schwächt
 das Andenken des Geehrten in den Augen des
 Weisen nicht.

Ich spreche hier nicht von den Landesbe-
 herrschern selbst, unter denen Carl VI. eine
 Statue in der Hofbibliothek; Maria Theresia
 und Franz Büsten im kaiserlichen Zeughause,
 und dieser Letztere noch eine Statue zu Pferde
 im Paradiesgärtchen; Joseph II. seine Sta-
 tue auf dem Josephsplatz und eine Büste in
 der Militär = Akademie; Leopold II. seinen
 Sarkophag in der Augustinerkirche, und end-
 lich der jetzige Kaiser seine Büste im zoolo-
 gisch = physikalischen Cabinet hat: ich führe

nur jene Männer an, durch deren Denkmahle der Staat sie und sich selbst ehrt:

Eugen von Savoyen,
 Maximus ille sago, maximus ille toga!
 jener Rächer, jener Aufrechter der Monarchie, der Schrecken Ludwigs und der Osmanen, dessen Arm mit gleicher Kraft und Einsicht den Degen und die Feder führte, hat sein Grabmahl in der Stephanskirche.

Leopold Daun, der zum erstenmahl den sich selbst bereits für unüberwindlich haltenden, und von der ganzen Welt für unsteigbar gehaltenen Preussischen Friedrich schlug, hat sein von Maria Theresia ihm gesetztes Monument in der Augustinerkirche.

Wenzel Liechtenstein, jener Schöpfer der österreichischen Artillerie, der dem Staate Millionen von seinem Vermögen opferte, hat seine Büste im kaiserlichen Zeughause.

Gerhard van Swieten, der Reformator des öffentlichen Unterrichts, und seit dessen Zeit es keinen Besessenen mehr in Oesterreich gibt, weil er die kranken Teufel durch Purgangen, die bößhaften Teufel aber durch

Karbatshhiebe austrieb, hat seine Büste im medicinischen Hörsaale der Universität, und ein Grabmahl im Augustinerkloster.

Moriz Lacy, welcher die Administration der österreichischen Armee in die musterhafteste Form gebracht hat, und

Gideon Loudon, jenes fulmen belli, der nichts gethan zu haben glaubte, so lange noch etwas zu thun übrig war *), diese beyde haben ihre Büsten im großen Saale des Hofkriegsraths, mit den ihnen von Joseph II. gesetzten Inschriften, den getreuen Deuterinnen ihrer Verdienste.

Benzel Rauniz, der Omnis homo unter Maria Theresia, welcher den politischen Verhältnissen von ganz Europa eine neue Wendung gab, und das Vertrauen von vier auf einander folgenden Souverains genoss, hat seine Büste im Belvedere, der aber großen Theils die Aehnlichkeit mit dem Originale mangelt.

*) Nil actum reputans, si quid superesset agendum.

General Schmidt, der zu Ende des Jahrs 1805 den Sieg bey Dürrenstein mit seinem Leben bezahlte, hatte sein Denkmahl in der hiesigen Ingenieur-Akademie, welches aber vor kurzem nach Krems übersezt worden ist, in dessen Nähe er den Tod fürs Vaterland starb.

Collin, der Tragödien-Dichter, erhält ein Denkmahl in der Carlskirche, durch die Freunde seiner Muse errichtet. . . . Er ist so mit glücklicher als der Geschichtschreiber der Deutschen *), als seine Musenbrüder Denis, Blumauer und Alringer, wovon nur dem Letztern seine persönlichen Freunde ein Andenken in den Gärten zu Schönau und Pözellsdorf gestiftet haben.

*) Michael Ignaz Schmid.

LXXX.

Verlorne Sachen.

Die Rede ist hier nicht von solchen verlorenen Sachen, die täglich durch gedruckte und geschriebene Zettel an den Straßenecken, Kirchthüren, Schauspielhäusern u. s. w. angezeigt werden, als da sind: Briestaschen, Sackuhren, verlaufene Hunde, ausgeflogene Vögel, Dosen, Ohrringe, Schmucknadeln, Regenschirme, Armbänder u. s. w.

Ich will von anderen in Wien verlorenen Dingen sprechen, die vielleicht in einem Jahr- hundert nicht wieder gefunden werden, die keine Zeitung, kein Gassenzettel ankündigt, und auf die Niemand zu achten scheint, deren Verlust aber mir sehr zu Herzen geht.

Verloren ist der alte Frohsinn der Wiener.

Verloren ist die ehemahlige Genügsamkeit.

Verloren ist die zuvorkommende Bonhommie.

Verloren ist die allgemeine Geselligkeit und Gastfreundschaft.

Die Ausländer spotteten vor fünf und

zwanzig Jahren über die Wiener, daß sie größten Theils mit einer Art von Gedankenlosigkeit herum wandelten, fleißig gebäckene Hühner und Kalbsleuten schmauften, auf den runden Bauch klopfen, und sich der guten Zeiten freuten. . . . Diese angebliche behagliche Gedankenlosigkeit ist nur gar zu sehr verschwunden! . . . Man stelle sich jetzt an eine Straßenecke, und physiognomisire die Vorüberwandelnden: eine bange Hastigkeit im Gange; der Ausdruck der Unruhe, der Besorglichkeit, der Verlegenheit, der Unzufriedenheit u. s. w. mahlt sich abwechselnd auf den Gesichtern der sich drängenden und treibenden Volksmasse. — Unter funfzig Physiognomien ist kaum Eine, aus welcher der alte wienersche Frohsinn strahlt.

So ist es auch mit der ehemahligen Genügsamkeit. Jeder Stand war, in der Regel, mit seinem Loose zufrieden: der Domestik, der Handarbeiter, der Bürger, der Beamte, der Handelsmann begnügte sich mit dem Aufwande, mit der Hauseinrichtung, mit den Ergötzlichkeiten, die seinem Stande angemessen

waren. — Jetzt will jederman über seine Sphäre hinausklettern, einer dem andern über den Kopf steigen, einer dem andern überglänzen. Alles tritt aus den Gränzen der ehemahligen Genügsamkeit; und da diese Sprünge nicht immer gelingen, ja wohl gar manchemal einen halzbrechenden Sturz zur Folge haben, so ist es vollends für solche Leute auf immer mit Genügsamkeit und Zufriedenheit zu Ende.

Von der weiland mit Recht gerühmten Bonhommie oder Gutmüthigkeit der Wiener, wie selten erscheinen mehr ihre Wirkungen! . . . Wie sehr schmerzt es den Biedermann, an der Stelle derselben häufig Egoismus, Kaltsinn, auch wohl Hänkemacherey und hämische Schadenfreude, ja mitunter sogar rohe Gewaltthätigkeit zu erblicken!

Geselligkeit! Du süßes Band gebildeter Menschen, wie locker sind deine Fäden geworden, wie viele derselben sind gänzlich abgerissen! . . . Wenn nicht die Liebe bey den jungen, und die Langweile bey den alten Leuten die Wiener noch einigermaßen zusammen führte, so wäre die Geselligkeit beynabe

gar nicht mehr zu finden. . . . Alles isolirt sich; Alles versperrt sich; Alles ist wie mit der Menschenscheue befallen. . . . Es ist eine Art von Riesenarbeit, eine Gesellschaft von einem Duzend nur halb und halb zusammenpassender Köpfe zu irgend einem gemeinschaftlichen — lustigen oder ernsthaften — Zweck zusammen zu treiben. . . . Aber daran sind freylich auch die ausgestandenen Stürme, die davon gebliebenen Folgen, und die noch stets dauernden bänglichen Zeitumstände größtentheils Schuld.

Die Gastfreundschaft ist vermahlen in der Regel fast nichts mehr als Behikel eines eiteln Prunks, um seinen Reichthum und sein Tafelservice zur Schau zu stellen, oder, was noch schlimmer ist, Behikel des Eigennutzes und der Intrigue. . . . Ehemahls bewirthete man Leute von Verdiensten, Leute von Geist und muntre Laune, welche die Gesellschaft durch Kenntnisse und Ideenreichthum angenehm zu unterhalten, welche das Mahl mit dem Salze des Witzes zu würzen verstanden. . . . Wie oft werden hingegen

heut zu Tage bloß deswegen Leute zur Tafel geladen, weil man durch sie entweder ein Geldgeschäft einfäden; durch die zweyte, dritte, vierte Hand eine Protection erschleichen; auf eben solche Art die günstige Wendung einer mißlichen Angelegenheit erkaufen, oder ein Geheimniß ausspähen will; oder weil man bereits eine von jenen Absichten durchgesetzt hat. Mitunter braucht man allenfalls auch einen Tischfreund, auf den die Stelle paßt:

— — doctus spectare lacunar,

doctus et ad calicem vigilantī stertere naso. *)

Es gibt zwar noch Ausnahmen von dieser häßlichen Regel, aber nicht gar viele.

Statt der alten Biederkeit und Rechtlichkeit herrscht jetzt leider so viele Verstellung, Doppelzüngigkeit, Sucht, andere zu übervorthellen und zu hintergehen, und noch manche widerliche Symptome der Selbstsucht, der Falschheit und der Gewinnsucht, daß es

*) Der zu rechter Zeit auf die Seite sehen, oder neben der Weinflasche den Schlummernden machen kann, wie es Sulpicius Galba that.

leider keiner geschriebenen Beweise derselben bedarf, und sie jeder tagtäglich selbst in seinen Geschäften und Verhältnissen zur Genüge fühlen wird.

Beynahe möchte man mit Juvenal neuerdings ausrufen:

Terra malos homines nunc educat atque
pusillos! *)

O! wie viele der verlornen guten Sachen wären noch anzuführen! aber

LXXXI.

Was bezahlt sich besser?

Wenn die jungen Wiener in die Jahre kommen, wo sie sich für einen künftigen Stand entscheiden sollen, so ist gewöhnlich nicht mehr die Frage: Wozu hat der Jüngling Neigung? — Wozu taugen allenfalls seine Ta-

*) Die Erde bringt jetzt nur böse und kleindenkende Menschen hervor.

lente, seine bisher geäußerten Fertigkeiten? — sondern die speculativen Väter, Vormünder, oder Anverwandte fragen sich selbst: Was bezahlt sich besser? . . . Und der Junge wird nun überredet, oder wohl auch gezwungen, sich in die Arme des einträglicher scheinenden Berufes zu werfen.

Es war eine Zeit, wo jeder Jüngling von einiger Erziehung Beamter werden sollte und wollte, weil er dadurch ein Gnädiger Herr ward, weil damahls die Stelle eines Beamten ziemlich bequem war, ein wichtiges Ansehen gab; weil sie mancherley Vorzüge, Accidenzen, Sporteln u. s. w. gewährte; kurz, weil sie sich besser bezahlte als mancher andere Stand. — Seit ziemlich langer Zeit, da mehrere dieser Prærogativen nach und nach erloschen sind, ist auch der Eifer nach Beamtenstellen erkaltet.

Zu einer anderen Zeit wollte Alles, was nicht in der Classe der Handwerksleute bleiben mußte, Agent; wieder zu einer anderen, Alles Mediciner; und noch ein andermahl Alles Advocat werden, weil diese Metiers

sich besser bezahlten als andere. . . . Dadurch ward aber allmählig der Ugenten, der Mediciner und der Advocaten eine solche Menge, daß sie einander selbst ihr Gewerbe verdarben, und der ehemahls auf sie strömende goldene Regen, durch die Menge der Auffänger so dünne ward, daß es bald nicht mehr viel der Mühe lohnte, sich unter diese kärgliche Traufe zu stellen, und daß manche Gefahr liefen, dabey zu verdursten.

In den neuesten Zeiten ist das Gedränge bey dem Tempel des Plutus am stärksten geworden. Alles will heut zu Tage Bankier, Negociant, Großhändler, Kaufmann werden, denn das bezahlt sich am besten. — Man sieht eine wunderliche Mischung von jungen Leuten in den Schreibstuben jener Geldumtreiber: viele Jünglinge die zu etwas Bessern tauglich wären, und nicht weniger, die von der Natur zu unbedeutenderen Geschäften bestimmt scheinen.

Dieses Gedränge wird auch allmählig so stark, daß eben dadurch die Vortheile jenes Standes verringert werden müssen, und

daß es unmöglich mehr so viele Geldgeschäfte geben wird, als sich Candidaten dazu melden.

Auf diesen Fall gibt es indessen noch andere Auswege für junge Herren, die bloß fragen: Was bezahlt sich besser? . . . Die artes ludicrae haben im Puncte der Einträglichkeit schon seit den Zeiten der Athenienser bey allen sogenannten politen Völkern den wahrhaft nützlichen Künsten den Rang abgelaufen. — Erinnerung Euch, welche Summen Geldes die Caffarelli, Farinelli, Marchesini und Crescentini, die Bestris, die Guimards u. s. w. zusammenschleppten; was auch noch in unseren Zeiten die Sopranisten, die Tänzer, die Lustspringer, die Kunstreiter, die primi buffi, die prime donne, ein berühmter Harlekin u. s. w. verdienen. . . . Fragt nach der Besoldung des Thadädl; haltet sie mit jener eines Professors oder eines von den mittleren Staatsbeamten zusammen, und die Frage: was sich besser bezahle? ist sogleich beantwortet.

LXXXII.

Die Verlebten.

In den großen Städten gibt es eine eigene Varietät von Menschen, die man an kleineren Orten, und besonders auf dem Lande nicht findet. Diese Leute sind die Verlebten *).

Einem solchen Unglücklichen sind durch seine hohe Geburt, durch glückliche Conjunctionen, oder durch einträgliche Unternehmungen eines rührigen Vaters, einige Tonnen Goldes zugefallen, und somit ist er von dem großen Geboth dispensirt, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu essen. — Der große Haufe und er selbst hält sich also für ein beneidenswerthes Schoßkind des Glücks, und er nimmt sich vor, seine Lage recht wonniglich hinzubringen.

Raum über die Knabenjahre hinaus, stürzt er sich kopfüber in den Laumelgenuß

*) Bey den Franzosen heißen sie *hommes blasés*.

der großen Welt. — Er glänzt auf Bällen; er treibt jeden Gaumenreiz auf seine Tafeln zusammen; er jagt alljährlich ein Duzend der schönsten Zug- und Reitpferde lahm; er leert beym Soupee mit lockeren Kameraden die Flaschen mit den feurigsten Weinen zu Duzenden; er hält sich Mätressen jedes Alters und jeder Qualität; er rennt von Lustparthie zu Lustparthie. — Er ist der lustige Ueberall und Nirgend.

In diesem Wirbel rollt er einige Fährchen fort. . . . Zu seinem Erstaunen bemerkt er jetzt eine Umwandlung von Langweile bey den rauschendsten Freudenlagern; eine Abspannung seines Muskelspiels bey den ausgefuchtesten Genüssen. . . . Er stutzt darüber; wechselt Belustigungen, Mätressen; läßt seine Speisen mehr würzen, verstärkt das Feuer seiner Getränke. — Das thut anfangs einige Wirkung. Die neuen Reizmittel spannen die erschlafften Fiebern auf einen höheren Ton. Aber wenige Jahre eilen vorüber, mit neu raffinirten Genüssen ausgefüllt. . . . Die schon einmahl begonnene Abspannung ergreift

nun mit gedoppelter Macht sein Nervensystem, und mit dreßsig Jahren ist der Freudenjäger ein verlebter Greis.

Er geht in die Spectakel und — hat Langeweile.

Er gibt Gesellschaften und Bälle, und — hat Langeweile.

Er besucht die entzückendsten Naturscenen, und — hat Langeweile.

Alle Harmonie der Musik; selbst die reizendste Jugendfülle eines Weibs, lassen ihn kalt und gleichgültig. . . . Die reichstbesetzte Tafel eckelt ihn an, denn er kann von ihren dampfenden Schüsseln keinen Gebrauch mehr machen.

Aus Verzweiflung schafft er sich eine Büchersammlung, und will mit dem Geiste schwelgen, wie er bisher mit dem Körper geschwelgt hat. — Umsonst! die Kraft seines Geistes ist eben so erschlaftet wie sein Leib.

Nun ergreift er das Mittel, welches für Verlebte aber doch nicht ganz erschöpfte Leute noch manchmahl einiges Interesse hat: er schafft sich Kunstwerke aus mancherley Fä-

chern an. . . Anfangs scheinen ihm die Meisterstücke des Pinsels, des Meißels, des Grabstichels, und die einfach schönen Ueberbleibsel des Alterthums einigen Genuß zu gewähren; aber bald wird auch dieses Hülfsmittel unwirksam. Belangweiliget und überdrüssig verläßt er seine Kunstsammlung; weiß sich nun weiter weder Rath noch Hilfe, schleicht grämlich und einsam unter den Menschen herum, und findet überall nichts als Mißbehagen;

Kurz: Apathie,
 Melancholie,
 Misanthropie,
 Spleen, Agrypnie,
 Vapeurs, und wie
 Man sammt und sonders
 Des Hypochonders
 Unholden heißt,
 Er tödten ihm endlich Leib und Geist;
 Solcher Leute gibt es auch in Wien; sie
 werden von einigen verspottet, von anderen
 bemitleidet; ich gehöre zu diesen Letztern,

und möchte manchem jungen Reichen sagen:
Ne quid nimis!

LXXXIII.

Säugammen = Institut.

Mit dem hiesigen Findelhause ist auch ein Säugammen = Institut verbunden.

Es ist bekanntlich ein alter Streit, ob das Säugen der Kinder eine unerlässliche, und unter allen Umständen zu erfüllende Mutterpflicht sey. . . . Die strengen Moralisten bestehen fest darauf. Andere sind gefügiger; sie räumen zwar ein, daß es schön und löblich sey, wenn die eigene Mutter ihr Kind stillt; gestehen aber, daß sie durch Kränklichkeit oder Schwächlichkeit des Körpers von dieser Servitud dispensirt werden könne.

Mir scheint dieser Streit einer von denen zu seyn, die man de lana caprina nennt. . . Das Wesentlichste ist, daß der junge Erdensohn bey Leben und Gesundheit erhalten werde.

Was liegt daran, ob er durch Muttermilch, durch Ammenmilch, oder durch Kuhmilch diesen Zweck erreicht? — Da die Natur viele Mütter durch den Tod, durch Krankheit und mancherley körperliche Gebrechen zu der doch bloß animalischen Function des Kindersäugens platterdings unfähig macht, so hat sie es sich selbst bezumessen, wenn man von der durch sie vorgeschriebenen Regel abgeht.

Und von einer andern Seite betrachtet, ist es nicht in jeder Rücksicht besser, und für den kleinen Balg — besonders aus den höhern Ständen — selbst wünschenswerther, wenn er statt der Milch seiner nervenschwachen, vapeurs-kranken, von überspannten Leidenschaften gepeitschten hochgeborenen Mama, die strotzende Brust einer Küchenmagd oder Bauerndirne erhält?

Dem sey wie ihm wolle: der Gebrauch der Ammen, gegen welchen besonders die Schriftsteller des nördlichen Deutschlands stets mit großem Eifer geprediget haben, ist in Wien sehr allgemein, nicht bloß bey den höhern Ständen, sondern auch in den wohl-

habenden Bürgerclassen. Es ist also wohlgethan, das Ammenwesen unter eine genaue Aufsicht der Regierung zu nehmen.

Wer einer Amme benöthiget ist, meldet sich im Findelhause, und man schickt ihm — gegen eine bestimmte zu entrichtende Taxe — von dorthier eine gesunde und brauchbare. Auch die zum Ammendienst geeigneten Mädchen, welche nicht in diesem Hause sind, aber irgendwo als Ammen eintreten wollen, müssen sich beym Institute melden, sich über ihren Gesundheitszustand untersuchen lassen, und ein Attestat erhalten, das nur auf zwey Tage gültig ist, und können ohne ein solches Attestat ihre Stelle nicht antreten. . . . Sind Aeltern unvorsichtig genug, diese Anstalt zu umgehen, und heimlich unauthorisirte Ammen anzunehmen, so mögen sie sich den Schaden selbst zuschreiben, der daraus ihren Kleinen zustößt.

Und nun fragt sich's, woher alle die Ammen nehmen, deren Wien täglich bedarf? . . . Nur höchstens ein Zehnthheil sind arme verheirathete Weiber, die sich diesem

Beruf widmen wollen und können. Die übrigen sind lauter Mädchen, welche — wie man zu sagen pflegt — zu Falle gekommen sind. Wie würde es den neugebornen Wienern ergehen, wenn alle Mädchen keusch lebten? ... So scheint sich in der Welt Alles auszugleichen: den kleinen Riß, den das schwache Mädchen in die Moral gemacht hat, vergütet sie treulich wieder dadurch, daß sie dem Erben eines wichtigen Hauses seine erste Existenz sichert.

LXXXIV.

Blinden-Institut.

Nachdem schon im Jahre 1779 das Institut für die von der manchmahl stiefmütterlichen Natur mit Taubheit und Stummheit behafteten Kinder errichtet worden, ist nun seit wenigen Jahren hier auch eine Anstalt für die mit körperlicher Blindheit geschlagenen Kinder zu Stande gekommen.

Diese Anstalt war anfangs das Unternehmen eines biederen Privatmannes; da man sich aber bald von ihren vortheilhaften Wirkungen überzeugte, fand sie schnell von mehreren Menschenfreunden wohlthätige Unterstützung mancherley Art, erhielt endlich den förmlichen Schutz und die Mitwirkung des Staats, und ist somit zu einem öffentlichen Institut geworden.

Der Zweck desselben ist, blinden Kindern durch sittliche Bildung und körperliche Beschäftigung ihr hartes Schicksal zu erleichtern, und die Mittellosen unter denselben in solchen Arbeiten zu unterrichten, daß sie sich damit ihren nöthigen Lebensunterhalt erwerben können. — Die Kinder beyderley Geschlechts, welche man in diese Anstalt geben will, sollen in dem Alter zwischen sechs und funfzehn Jahren seyn, auch außer der Blindheit mit keinem anderen erheblichen Leibesgebrechen behaftet seyn. — Ob ein solches Kind schon blind zur Welt gekommen, oder erst durch einen spätern Zufall sein Augenlicht verloren hat, macht hier keinen Unterschied.

Die Kinder werden überhaupt zur Ordnung, zur Reinlichkeit, zu einem sittlichen und anständigen Betragen angeleitet. Es werden ihnen durch besondere zweckmäßige Hilfsmittel möglichst deutliche Begriffe von den äußeren Gegenständen beygebracht, und dadurch nach und nach ihre Verstandeskkräfte so weit ausgebildet, daß sie eines methodischen Unterrichts fähig werden. — Außer der Religion werden die ärmeren im Kopfrechnen, in verschiedenen häuslichen und mechanischen Arbeiten, viele auch in der Musik unterrichtet. — Sie spinnen, stricken, machen Netzarbeit, Klöppeln, flechten, verfertigen mancherley Geräthschaften aus Papp, Holz, Draht, und noch verschiedene andere Dinge.

Wenn vermögliche Aeltern oder Verwandte blinde Kinder in dieses Institut geben, so wird mit ihnen Abrede getroffen, welche Kenntnisse und Beschäftigungen sie vorzüglich für dieselben wünschen, und nach der Aeußerung derselben werden solche Zöglinge im Lesen mit erhabenen Buchstaben, im Schreiben, in fremden Sprachen, in der

Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Naturlehre, Geschichte, und allenfalls auch in der Mathematik unterrichtet, um ihnen für ihre dunkle Lebensstage nützliche und angenehme Beschäftigungen zu gewähren.

Dieses Blinden-Institut ist unfern der Mariahülfer-Linie, auf der sogenannten Kaiserstraße Nr. 152. Der verdienstvolle Director und eigentliche erste Gründer desselben ist Herr Wilhelm Klein. — Jeden Donnerstag Vormittag ist eine öffentliche Prüfung, zu welcher Jedermann der Eintritt offen steht; wo man die ganze Einrichtung der Anstalt übersehen, die Beschäftigungen, Kenntnisse und Fertigkeit der Zöglinge kennen lernen, auch verschiedene von denselben gefertigte Arbeiten erhalten kann.

Um die, größten Theils von dem Unternehmer selbst erfundene Hülfsmittel und Werkzeuge für Blinde, nicht auf dieses Haus allein zu beschränken, sind hier für bereits Erwachsene, oder in anderen Orten und Provinzen lebende Blinde, alle jene Gegenstände für einen billigen Preis zu haben, von denen

im Institut Gebrauch gemacht wird: solche sind erhabene Buchstaben und Zahlen, Lese- Schreib- und Rechentafeln, Rechen- Maschinen, Kalender, Landkarten, Musikalien, Tabellen über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände, und manche andere Hülfsmittel für Blinde, welche alle so einfach, und der Natur der Blindheit gemäß eingerichtet sind, daß jeder Blinder sich den Gebrauch derselben entweder selbst eigen machen, oder ihn durch kurzen Unterricht lernen kann, welchen der Unternehmer der Anstalt zu erteilen jederzeit bereit ist.

Eine sonderbare aber allbekannte Sache ist es, daß der Mangel eines Sinnes, wie z. B. die Verabung des Gesichtes, bey den damit Behafteten die übrigen Sinne oft bis auf einen unglaublichen Grad zu schärfen und zu beleben pflegt, wozu uns die Geschichte Beweise zu hunderten liefert. Wer kennt unter andern nicht den blinden Flötenspieler Dilon, die blinde Clavierspielerinn Paradis? . . . Selbst dem Geist gibt die körperliche Blindheit oft einen außerordentlichen

Schwung: gehören nicht Homer, Ossian, Pfeffel, trotz ihrer Blindheit, unter die ersten Dichter?

Ein anderer, den Blinden von der Natur häufiger erteilter Ersatz für den Raub eines Sinnes, ist eine, vielen von ihnen eigenthümliche Fröhlichkeit. Man will allgemein bemerkt haben, daß Blinde immer von besserer Laune seyen, als Taube: eine mir unbegreifliche Sache, wozu ich ihnen aber von Herzen Glück wünsche.

LXXXV.

Das Theresianum.

Wenn es wahr wäre, was man in neueren Zeiten so oft behauptet hat, daß in den meisten europäischen Ländern der sogenannte dritte Stand, das heißt, die Leute aus der bürgerlichen Classe, den beyden ersten Ständen der politischen Welt, der Geistlichkeit und besonders dem Adel, an Geisteskultur,

Kenntnissen, Geschäftskunde, Thätigkeit, und an Einsichten überhaupt weit vorgespungen sey: so läge die Schuld davon wenigstens nicht an den Regierungen der Staaten.... Nebst dem daß die Mitglieder jener privilegierten Stände alle öffentlichen Unterrichtsanstalten eben so wirksam benützen können wie die Bürgerlichen, so ist kaum ein Land groß oder klein, das nicht noch obendrein eine Ritter-Akademie, ein Collegium illustre, oder irgend ein anderes eigenes adeliches Erziehungsinstitut hätte, wo ausgesuchte Lehrer, zweckmäßige Einrichtungen, gute Bibliotheken und Apparate jeder Art, und außerordentliche Anleitungen zur Bildung für jene, durch unsere politische Organisation begünstigte und ausgezeichnete Menschenkinder vorhanden sind.

Diese Vorsicht ist auch allerdings löblich und billig. Da der Adel la crème de la nation ist, und seine Mitglieder in den monarchischen Staaten nun einmahl prädestinirt sind, die hohen Plätze der Landesverwaltung einzunehmen, so ist es wohl der

Mühe und der Kosten werth, ihnen eine besonders sorgfältige Erziehung und Belehrung zu verschaffen.

Eine solche Anstalt ist hier das Theresianum. Die erste Grundlage dazu machte schon im Jahre 1746 die Kaiserinn Maria Theresia. In der Folge wurde diese Anstalt mit einer ähnlichen, gestiftet von der Herzoginn Emanuela von Savoyen (geborne Fürstinn von Liechtenstein) und dann mit einer Zweyten, gestiftet von den Niederösterreichischen Ständen, in Eine zusammen geschmolzen, und erhielt den Nahmen Theresianum oder Theresianische Ritter-Akademie. . . . Man glaubte sie damahls niemand anderem anvertrauen zu können als den Jesuiten, die bekannlich zu selber Zeit die Erziehung der ganzen katholischen Welt in ihren Händen hatten, und sich aus den bekannnten Ursachen vorzüglich zur Erziehung des Adels drängten.

Kaiser Joseph II. der kein Freund isolirter collegialischer Erziehung war, hob im Jahre 1784 das Theresianum ganz auf, gab den jungen Edelleuten, welche bisher daselbst

erzogen worden waren, den verhältnißmäßigen Geldbetrag als Stipendium, und wies sie an die öffentlichen Vorlesungen auf der Universität an, wie alle übrige Studierende.

Der jetzige Kaiser Franz stellte im Jahre 1797 das Theresianum wieder her, und ließ deswegen auf das Gebäude derselben die neue Aufschrift setzen:

Institutioni nobilis juventutis

D. M. Theresia

primum condidit 1746.

Imp. Caesar Franciscus Aug.

restituit 1797.

Eine gewisse Zahl der in diesem Hause befindlichen Zöglinge hat gestiftete Plätze; die übrigen bezahlen eine bestimmte Summe für den Unterhalt und Unterricht. Darum können nebst den Inländern auch junge Cavaliers aus allen katholischen Ländern in diese Anstalt genommen werden.

Diese Zöglinge, ungefähr zweyhundert an der Zahl, erhalten hier Unterricht in den Humaniora, in den philosophischen und juridischen Wissenschaften, in Sprachen und

abelichen Leibesübungen, in der Botanik,
 Handzeichnung und Architektur. Das Insti-
 tut hat eine reiche, ihm allein gewidmete
 Bibliothek, eine Sammlung von physikali-
 schen Instrumenten, eine Naturalien-Samm-
 lung, einen großen Garten, worin man
 auch botanische und ökonomische Anlagen ge-
 macht hat, eine eigene Reitschule mit den
 nöthigen Pferden. . . . Die Aufseher und
 Lehrer sind theils Priaristen, theils Weltliche,
 und ihre Zahl steigt gegen vierzig; ein Be-
 weis, daß man hier freygebig alles aufwen-
 det, was man für die Erziehung des jungen
 Adels für nöthig erachtet.

LXXXVI.

Antiken-Sammlungen.

Von dem kaiserlichen Cabinette der Anti-
 ken und Münzen ist schon in den ersten Hef-
 ten der Skizze von Wien Erwähnung gesche-
 hen. Damahls bestand die in diesem Cabinette

befindliche Abtheilung der Antiken bloß in der Sammlung geschnittener Steine und antiker Medaillen.

Seit der Regierung des jetzigen Kaisers ist aber diese Abtheilung mit ganz neuen und ansehnlichen Zweigen von Denkmahlen des Alterthums bereichert worden. Darum steht auch jetzt über dem Eingange zu diesem Cabinette die neue Inschrift:

Franciscus Austriae
Imper. Museum vet. monumentis
instruxit locum ampliavit.

Diese neuen Denkmahle des Alterthums bestehen aus folgenden Sammlungen:

Die Sammlung der sogenannten Etruskischen Gefäße, bey fünfhundert an der Zahl, worunter die meisten sehr gut erhalten sind, und von denen sich viele durch besondere Schönheit der darauf angebrachten Figuren auszeichnen. . . . Nach der reichen in Neapel befindlichen, und der ehemahligen Hamiltonischen Sammlung solcher Gefäße in England, mag jetzt diese hiesige kaiserliche, und die des Grafen Lamberg, wohl den ersten Platz in

Europa einnehmen. — Von wem eigentlich diese künstliche und seltsame Töpferarbeit herführe, und wie man sie bis zu dieser Vollkommenheit bringen konnte, das müssen wir von den Untersuchungen der Alterthumsforscher erwarten. . . . So viel scheint vorläufig richtig, daß man sie irrig Etruskische Gefäße nenne, indem viele bloß rein griechische Inschriften haben, auch die meisten in dem ehemaligen Großgriechenland (dem heutigen Neapolitanischen Gebiete) gefunden werden, und zwar in Gräbern, die sich in verschiedenen, immer tiefer und tiefer liegenden Erdschichten befinden, so daß die ältesten derselben wahrscheinlich sogar über Homers Zeitalter hinaus reichen müssen.

Eine Sammlung von antiken Lampen, in Erz und Thon, an der Zahl bey vierhundert.

Eine reiche Sammlung von Sarkophagen, Büsten, Köpfen, Statuen, Vasen, Idolen u. s. w. in Marmor, Erz und Stein, von ägyptischer, griechischer, phrygischer, römischer u. s. w. Arbeit. . . . Darunter sind

ein sehr schöner Merkur, ein Trajan, ein Antinous, ein Marcellus u. s. w. Büsten von Heraklit und Demokrit; eine große, außerordentlich schöne Vase mit Figuren; die auf dem Theater der Alten gewöhnlichen Larven u. s. w.

Eine Sammlung von jenen auf Kupfer gestochenen Abbildungen, welche der berühmte Tischbein von den in Neapel befindlichen Etruskischen Gefäßen veranstaltet hat.

Einige sehr schön und getreu gearbeitete plastische Abbildungen von alten in Italien noch existirenden Tempeln.

Eine Sammlung von goldenen Geschirren, zwey und zwanzig an der Zahl, welche im Jahre 1799 zufälliger Weise im Temeswarer Banat aus der Erde gegraben worden sind, und nach den darauf befindlichen Figuren und Charakteren zu urtheilen, eine byzantinische Arbeit, vermuthlich aus dem sechsten Jahrhundert sind, die vielleicht als Geschenk an eine nordische Nation bestimmt waren, auf dem Wege nach ihrer Bestimmung verunglückt, oder aus was immer für

einer Ursache vergraben worden, und erst nach mehr als einem Jahrtausend wieder zum Vorschein gekommen sind.

LXXXVII.

Kaffehverboth. — Surrogate für Kaffeh und Zucker.

Welche Unstätigkeit aller Dinge hier nieder! . . . Im Jahre 1683 entstand das allererste öffentliche Kaffehhaus des christlichen Europa in Wien, welches bald allenthalben tausendfach nachgeahmt wurde; und am 1. August 1810 war in keinem Wiener-Kaffehhause mehr eine Tasse Kaffeh zu erhalten. So haben es die politischen Umstände, und die neuesten Finanzgrundsätze verhängt!

Es ist in der That auffallend, welche Verfolgungen diese liebe kleine Bohne bereits in mehreren Ländern erlitten hat. . . . Dem großen preussischen Friedrich fiel noch in seinen alten Tagen das Biersuppen-Frühstück

seiner Jugend ein, und er verboth den Kaffeh zwar nicht geradezu, machte aber ein Regale daraus, so daß nur seine Kammer ihn brennen, und gebrannt verkaufen durfte, weßwegen eine eigene Cohorte von Kaffehschnüfflern in Berlin errichtet wurde, die zu allen Stunden unaufhaltsam in die Häuser einfal- len, dort ihre Nasenflügel anstrengen, und auf jedem Herd, in jedem Camin herum- schnüffeln durfte, um sich zu überzeugen, ob kein Kaffeh gebrannt werde. Sein Nachfol- ger hob diese gehässige Verfügung wieder auf. — In Schweden war vor einigen Jah- ren der Kaffeh ebenfalls verbannt, wurde aber bald wieder in integrum restituir.

In Oesterreich hat nun zwar das Kaffeh- verboth für jetzt allerdings einen gültigen Beweggrund; aber verzeihlich ist denn doch auch von der andern Seite die Lamentation von Groß und Klein, besonders von der weiblichen Welt, über den verlorenen arabi- schen Bohnentopf, an den sie von ihrer Kindheit an gewohnt war. . . . Indessen möchte ich die Liebhaber und Liebhaberinnen

dieser braunen Suppe damit trösten, daß nach hergestelltem Gleichgewichte in unseren Finanzen, wie in Preußen und Schweden, das Interdict gegen den Kaffeh vermuthlich ebenfalls wieder wird aufgehoben werden.

Was frühstücken Sie? fragt einer den andern, und jeder antwortet mit Achselzucken: er habe noch nichts ausgefunden, was ihm den Kaffeh ersetze. Thee, ungarischer Wein, Biersuppe, weiche Eyer, Chocolate, Fleischbrähe, Weinsuppe, warmes und kaltes Fleisch u. s. w. werden wechselsweise als Frühstück versucht; aber nichts davon will recht behagen: das eine verträgt der Magen nicht; das andre kömmt theurer als selbst der Kaffeh; das dritte macht viele Umstände bey der Zubereitung, und so weiter —

Um also irgend eine Aehnlichkeit mit der schwer verschmerzten Bohne zu erzwingen, hat man mancherley sogenannte künstliche Surrogate des Kaffeh ausgegrübelt, als da sind: Erdmandeln, Eichorie, ägyptischen Weizen, Zisern, Mais, Eicheln, gemeine Gerste, Wolfsbohnen u. s. w. nebst noch ver-

schiedenen anderen Ingredienzen, die man gar nicht kennt; und seit dem liest man an funfzig Häusern Wiens mit großen Buchstaben die lächerliche Aufschrift: Kaffehfabrike! als ob sich ein Kaffeh fabriciren ließe, wie man Cremor Tartari und Scheidewasser fabricirt.

Sonderbar ist es, daß man die Cochenille, den Indigo, besonders aber die ausschweifend theuern orientalischen Shawls nicht feindlicher behandelt, da sie doch keineswegs zur Leibesnahrung gehören, und nicht weniger Geld aus dem Lande schleppen als die unschuldige Kaffehbohne!

* * *

Das unentbehrliche Ingrediens zu einer schmachhaften Schale Kaffeh — der Zucker — ist zwar nicht von der inländischen Staatsverwaltung verbothen, weil man überzeugt ist, daß er bey Kindern, bey Kranken und in Apotheken unentbehrlich geworden; aber die bekannte äußere, über ganz Europa verhängte allgemeine Handelsperre hat dessen

Herbeyschaffung so schwierig und selten gemacht, daß er zu sehr hohen Preisen gestiegen ist. Darum hat der rege Geist unsrer Zeit auch dafür Ersatz zu verschaffen gesucht und gefunden. . . . Man kennt den Kunkelrüben-Zucker, der zuerst im Preussischen gemacht ward, und jetzt selbst in Frankreich zur allgemeinen Landesnothdurft bereitet werden soll, in diesem Lande, das ehemals des eigenen Rohrzuckers aus seinen Colonial-Pflanzungen so viel hatte, daß es noch einen Theil davon verkaufen konnte.

Da sich eine mehr oder minder beträchtliche Quantität von Zuckerstoff in mehreren europäischen Gewächsen findet, so hat man auch auf diese Jagd gemacht. Solche sind bekanntlich die Weintrauben, die Zwetschen, die gelbe Rübe, der Mais, die Kastanie u. s. w.

In die österreichische Monarchie wurden bisher an Zucker jährlich auf den ordentlichen Wegen eingeführt ungefähr 35000 Zentner, und durch Schleichhandel wenigstens 5000 Zentner, welches also einen jährlichen Verbrauch von 40000 Zentnern gibt.

Um diesen Bedarf ganz oder doch zum Theil, durch inländische Surrogate herzu-
schaffen, hat man auch hier mehrere Versu-
che gemacht. Da die ungarischen Weintrau-
ben ihrer Menge und Süße wegen mehr als
die österreichischen zur Zuckergewinnung taug-
lich wären, so hat man die alljährliche Fec-
hung derselben so genau als möglich erhoben;
bey diesen Untersuchungen will man gefunden
haben, daß man den ganzen Zuckerbedarf
der Monarchie decken könnte, wenn man aus
allem in Ungarn jährlich erzeugten Most nur
immer den siebenzigsten Eimer zu Zucker vera-
arbeitete.

Ganz neuerlich hat man zur Erzeugung
des Zuckers vorzüglich den Ahornbaum in
Anspruch genommen. Schon hat man diese
Bäume in Oesterreich, Böhmen, Mähren,
Ungarn und Slavonien gezählet, und deren
mehrere Millionen gefunden; schon hat man
Ahorn-Syrup und Ahorn-Zucker in den Apo-
theken und Küchen zum gewöhnlichen Ge-
brauch tauglich befunden. Man hat sich einse-
weilen mit der ersten KrySTALLISIRUNG begnügt,

und man muß gestehen, dieser Zucker ist von dem sogenannten Zucker-Candis beynahe gar nicht zu unterscheiden. Ein paar große Güterbesitzer in Böhmen haben bereits Anstalten gemacht, den Ahorn-Zucker auch förmlich zu raffiniren (wovon ich ein gut gelungenes Stück gesehen habe) und die Erzeugung desselben so sehr ins Große zu treiben, daß beynahe der ganze österreichische Staat mit dieser Zuckergattung allein versorgt werden könnte. Ein paar Jahre werden uns über diese wohlgemeinten Bemühungen vollkommen ins Klare setzen.

LXXXVIII.

K a s t e n u n g e n .

Allein, es ist nicht der Kaffee allein, den die guten Wiener entbehren müssen; unsere eiserne Zeitperiode mit ihrem Gefolge von Kriegen, von politischen Länderumwandlungen, von Handelsverkehrungen, von

nöthig gewordenen neuen Auflagen, und der daraus entstandenen allgemeinen ungeheuern Theuerung, hat ihnen der empfindlichen Leibes-Rasteyungen noch mehr auferlegt.

Wo sind die Zeiten, da man (ich will nicht sagen in den Häusern der Reichen, sondern in jenen des Mittelstandes) keinen Namenstag, keinen Geburtstag, keinen Hochzeitschmaus, ohne Champagner, ohne Austern, ohne Tokayer feyern könnte; wo man drey bis viererley Gefornes in fünf bis sechspfundigen Klumpen auf den Tisch setzte, einen Tortenberg aufstellte, und ihn mit zehn Tellern voll Confect rings umher einfaßte?

Wo sind die Tafeln, da ein steyrischer Kapau in der Reissuppe schwamm, und dann ein paar gebratene sich mit böhmischen Fasanen, Kapphühnern und Schnepfen balancirten; wo Wildschweinsköpfe, ellenlange Hechte, Haufen und Meerfische da seyn mußten?

Wo sind die Abendspäßchen, da eine Schüssel von anderthalb Fuß im Durchmesser, mit Oliven, Seekrebsen, Bricken, Sardellen,

Thunfische und Lachs, unter dem Rahmen des Wälschen-Salats symmetrisch angestopft, und links und rechts von einem Stück Parmesan- und Strachin-Käse flankirt, schon zum voraus den werthen Gästen das Wasser in die Zähne trieb; und wo man dann zu besserer Verdauung um Mitternacht einen ungeheuern Punschnapf auf den Tisch pflanzte, wo Thee und Kaffee flaschenweise hineingegossen, Limonien zu Duzenden ausgepreßt, und ein achtelzentner Zucker hineingeworfen ward? Ach!

ils sont passés ces jours de fête!

Die Auster, ein ehemahliges Lieblingsgericht der Wiener, wovon sie alljährlich ungefähre eine halbe Million verzehrten, ist von einem Groschen auf einen Gulden gestiegen, und den lezt verflossenen Winter war fast gar keine zu sehen.

Das Gefrorne, eine andere unsrige Favorit-Leckerey, welche man ehemals im Sommer täglich auf den Gassen und Spazierplätzen schlürfte, und das bey keinem ordentlichen Diner, bey keinem Pickenick fehlen durfte, ist

des hohen Preises wegen eine Seltenheit geworden.

Die Sardelle, deren angenehmes acidum ehemals Hunderte von den gemeinsten Speisen würzte, ist von sechs Pfennigen auf acht Groschen gestiegen.

Selbst der alltägliche Haring, der mit vier Kreuzern bezahlt, so manches schmackhafte Abendbrot ausmachte, mußte schon seit ein paar Jahren mit drey Gulden bezahlt werden.

Die Mineralwässer, sowohl auswärtige als besonders einheimische, die man oft statt gemeinen Wassers unter den Wein mischte, um den Nerven mehr Ton zu geben, sind jetzt kaum mehr für die Kranken zu haben, und können nur noch den Reichen verordnet werden: so theuer haben sie die hohen Transportkosten gemacht.

Lang würde das Register, wenn ich alle die verschiedenen Entbehrungen und Kasteyungen herzählen wollte. . . . Laßt uns schließen, und nicht weiter

infandum renovare dolorem!

3. Haft.

©

Und sonderbar! ehemahls verdamnte die
Theologie die Schwelgerey, und legte uns
Leibeskaſteyungen auf; heut zu Tage befehlt
ſie — die Politick und die Finanz! . . .

LXXXIX.

Holländiſche Krämerpraxis.

Es iſt eine bekannte Sache, daß die
weiland holländiſch = oſtindiſche Compagnie
eine gar ſonderbare ſchändliche Praxis ſich zu
einer Commerzial = Regel gemacht hatte. . . .
So lange dieſe Krämergilde noch hoch flo-
rirte, und durch den Beſitz von Ceylon und
den Molukkiſchen Inſeln auch in dem alleinigen
Beſitz von Zimmt, Gewürznelken u. ſ. w.
war, hielt ſie dieſe Dinge ſtets in einem ihr
beliebigen hohen Preiſe. Wenn nun aber der
Segen des Himmels in einem oder dem ande-
ren Jahre, oder wohl auch ein paar Jahre
hinter einander die Gewürzernte gar reichlich
ausfallen ließ, ſo häuften ſich die Magazine
dieſer Artikel übergroß an.

Was thaten in solchen Fällen Myn-Heeren? . . . Sie verdarben und verbrannten zwey Dritttheile der kostbaren Gewürze, damit des Vorraths davon nicht zu viel nach Europa komme, und die Preise nicht herunter fallen, sondern immer hübsch hoch bleiben mußten.

In England machen es die Küstentischer nicht besser: sie verderben immer einen Theil ihres Fanges, damit der übrige desto höher im Preise bleibe.

Eine ähnliche niederträchtige Praxis scheint sich seit einigen Jahren leider auch auf den Marktplätzen Wiens einschleichen zu wollen. Sie hat namentlich die Verkäufer der grünen Waare, die Wildbret- und Fischhändler angesteckt. . . . Wie oft hat man schon auf dem Hof, auf der Freyung und anderen Verkaufsplätzen der Gemüse gesehen, daß manche Verkäufer derselben, wenn die Schlußstunde des Marktes kam, ganze Körbe von ihrer Waare auf das Pflaster schütteten, und mit den Füßen zertraten, weil sie dieselbe der Fäulniß oder anderem Verderben so nahe

hatten kommen lassen, daß sie für keinen zweyten Tag mehr genießbar war; statt daß sie dieselbe durch etwas wohlfeilere Preise früher hätten absetzen können! — — Wie viele Zentner von Wildbret und Fischen werden alljährlich in die Donau geworfen, weil die Monopolisten dieser Victualien sie zum Theil lieber stinkend werden lassen, als sie um etwas niedrigere Preise, so lange sie noch genießbar wären, hindan zu geben.

Beynahe sollte man glauben, daß eine Seelenwanderung Statt habe, und daß der filzige Wuchergeist der Geißhalse an der Umstel und Lhemse in die Krautgärtner, in die Hasen- und Karpfenhöcker von Wien gefahren sey!

Ich weiß nicht, woran es liegt, daß ein so schändlicher und verächtlicher Unfug hier einreißen könne; aber zu strenge schiene es mir nicht, wenn man solchen Gaunern nach einer öfteren Wiederhohlung dieses rücksichen Benehmens ohne weiters ihr Gewerbe niederlegte.

XC.

Luxus der unteren Stände.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß lange anhaltende Kriege ungewöhnlich große Summen Geldes in Umlauf bringen, und daß sie, nebst den Leuten, welche Geldgeschäfte par métier machen, auch mancherley andere gemeine Gewerbsleute außerordentlich bereichern.

Dies ist seit einigen Jahren der Fall in Wien; und die Beweise davon hat man täglich vor Augen, durch alle Arten von Luxus, welche die niedrigen Stände vor unseren Augen auskramen.

Stellt Euch am Sonntag Nachmittags auf die Schlagbrücke. Ihr werdet eine Menge ansehnlicher und verdienstvoller Beamten mit ihren Frauen und der ganzen kleinen Familie still und bescheiden zu Fuße in den Prater gehen, und nach ein paar Stunden eben so wieder zurück kommen sehen. Dagegen rennen die Müller, die Bäcker, die Fleischer, die Krämer in eigenen Equipagen; die

Schneider, die Sattler, die Schmiede, die Wagner u. s. w. Meister und Gesellen, mit der Tabakspfeife im Munde, neben ihrer theuern Hälfte, oder wie's kömmt, neben einer Wirthschafterinn, Köchinn, Küchenmagd, neben einem Stubenmädchen, Extramädchen, einer Handarbeiterinn u. s. w. im Fiacker hinunter und zurück.

Tretet in die Wohnung eines Tapeziersers, eines Posamentierers, eines Färbers, Klempners, Büchsenmachers u. s. w. Ihr findet dort trumeaux und rideaux, Parsetten und Luster u. s. w. und hört Mann und Weib so vornehm und geläufig von solchen Dingen als nothwendigen Hausmöbeln sprechen, als ob Ihr euch in einem Herrschaftshause befändet.

Besucht ein sogenanntes Gewürzgewölb, wo sonst nur Honoratioren hinkamen, die ein Gläschen bessern Weines zur Magenstärkung nahmen. Wen trifft Ihr jetzt dort? Fabrikarbeiter mit Weibern und Kindern, Handwerker, Unterläufer von Geld- und Pferde-Mäklern. Diese stürzen die feurigsten ungarischen

Weine, die Ruster, Erlauer, Sexarden, Mes-
nescher u. s. w. flaschenweise in den Ma-
gen, und leeren ganze Schüsseln von Sa-
lami, Kalfischen, Zwieback und Krachmändeln
aus.

Geht in die Theater auf die ersten Para-
terre und gesperrten Sitze: Ihr trefft da ganz
andere Leute an, als vor acht und zehn
Jahren. Zwar gepuht sind sie wie Leute aus
den höchsten Ständen; aber wenn Ihr ihnen
von Aesthetik und Dramaturgie, von Sulzer
und Home sprechen wollt, so ist es arabisch
für sie. Redet Ihr von den Griechen; so
glauben sie es sey von den Rajen die Rede,
welche mit Baumwolle und Zibeben handeln.
Nennt Ihr einen berühmten Römer: so hal-
ten sie ihn für einen Kiemer. . . . Dafür
hört Ihr bey den Weibern von den neuesten
Hüten, Hauben, Pelzen und Spitzen; bey
den Männern von Wurstwägen, Tabakspfei-
fenköpfen und Pferden; vom Häuserverkauf
und Agiotage reden. — Ich saß vor kurzem
neben einer schön gepuhten Frau, die den
kleinen runden Altar der Musen auf bey

Cortine des Körnerthortheaters für einen eisernen Ofen hielt!

Wollt Ihr den Luxus der Schwelgererey im hohen Glanze sehen: so laßt euch auf die Hochzeit eines reichen Bürgers laden. Da wird von zwey bis sieben Uhr Abends in einem fort aufgetragen; da fehlt es nicht an zehn Schüsseln mit seltenem Wildbret und edlen Fischen, an einem Viertelzentner von feiner Zuckerbäckerey und an fremden Weinen, welches alles mit den Perlenschnüren, brillantnen Ohrgehängen und Brüstlerspizen an den Büsten der Fleischelcherinnen, Drahtzieherinnen, Fleckfiederinnen und Käsestecherinnen, einen recht erbaulichen Anblick macht.

Die einsichtsvollen und ordentlichen Leute fragen freylich bey Ansicht dieser Verkehrtheit der Dinge mit Recht: wo will das hinaus? wie lange kann diese Wirthschaft dauern?... Laßt sie toben; vielleicht ist das Finale davon: wie gewonnen, so zerronnen.

XCI.

Institut für kranke arme Kinder.

Der aus Mähren nach Wien gekommene Doctor Mastalier machte zuerst im Jahre 1787 öffentlich bekannt, daß jede arme Mutter oder Pflegemutter, die nicht vermindert sey, ihrem kranken Kinde eine ärztliche Hilfe und die nöthigen Heilmittel zu verschaffen, dasselbe zu einer bestimmten Stunde in seine Wohnung bringen könne, wo er diese Heilmittel verschreiben, und unentgeltlich verschaffen werde.

Dies war der Anfang zu dem noch jetzt bestehenden Institut für die kranken Kinder armer Aeltern.

Kaiser Joseph II. versicherte dieser Anstalt einen jährlichen Beytrag von hundert Ducaten. Einige Menschenfreunde, und besonders der damalige Hofapotheker Czorny, unterstützten den hieheren Mastalier durch Zuschüsse, und Letzterer durch Arzneyen. — Mastalier starb im Jahre 1793, und hinter-

ließ dem Institute einen von ihm zusammengebrachten Fond von 1200 Gulden.

Nun wurde diese bisherige Privatunternehmung zu einer öffentlichen Anstalt umgeschaffen, und die Besorgung derselben dem Doctor Gölis übertragen. Er besorgt dieselbe mit rühmlichen Eifer; er dehnte zuerst das Alter der zur Hilfe des Instituts geeigneten Kinder bis auf zehn Jahre aus, und vermehrte die Zahl der Kinder, die er in seine Obforge nahm, bis auf das dreyfache, welches nur dadurch möglich wurde, daß er durch seine Verwendung und durch die Darstellung von dem Nutzen des Instituts, seiner guten Sache immer mehr Wohlthäter und Beyträge gewann, wodurch er, nebst den unvermeidlichen Ausgaben, den Fond seiner Anstalt doch auf 5200 Gulden vermehrte.

Dieser verdienstvolle Kinderarzt läßt alltäglich von 3 bis 5 Uhr Nachmittags die kranken Kinder der Armen in seine Wohnung kommen, und verordnet ihnen sowohl die medicinischen als chirurgischen Heilmittel und Verhaltensregeln, und die Regierung gibt

unentgeltlich die Arzeneien für diejenigen, welche mit gültigen Armuthszeugnissen versehen sind.

Doctor Göllis hält ein genaues Protokoll über alle von ihm verfügten Anordnungen und deren Erfolg; er macht alljährig die Listen der von ihm ärztlich behandelten Kinder, die Gattungen der Krankheiten derselben, die Zahl der Genesenen und Gestorbenen, die Summe der eingegangenen milden Beyträge, so wie deren Verwendung, und die gehaltenen Ausgaben überhaupt öffentlich bekannt.

Vom 1. Februar 1794 bis Ende Octobers 1809 erhielten 64524 kranke Kinder bey diesem Institute ärztliche Hülfe, wovon bis zu jenem Zeitpunkt 54450 geheilt wurden, der Ueberrest aber theils gestorben, theils aus der Anstalt weggeblieben ist.

XCII.

Die Real-Akademie.

Diese Lehranstalt wurde schon im Jahre 1770 angelegt. Im Jahre 1808 erhielt sie eine

neue, ausgedehntere, und den Bedürfnissen unseres Zeitalters angemessenere Einrichtung, welche im Jahre 1811 abermahl zweckmäßiger organisirt wurde.

In unsrer rührigen und gierigen Zeit, wo Alles, von oben bis unten, und von unten bis oben mehr auf das Haben als auf das Wissen sieht, und wo man das Wissen eigentlich nur in so weit achtet, als es zum Erwerben und Gewinnen nothwendig oder beförderlich ist, kommen die bloß speculativen Wissenschaften immer mehr außer Mode und Brauch. . . . Es gibt jetzt manche bedeutende Staatsbedienungen, wobey man einer eigentlich gelehrten Bildung keineswegs bedarf, doch aber mancherley Kenntnisse und Fertigkeiten, die ohne einem förmlichen systematischen Unterricht nicht zu erlangen sind; eben dieses gilt von verschiedenen bürgerlichen Gewerben, vom Handel, von Fabriken und Manufacturen, von der Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange, wie auch von mancherley privat Bedienstungen. Jünglingen also, die bey solchen Beschäftigungen ihr

Fortkommen finden wollen, jene Kenntnisse und Fertigkeiten bezubringen, ist der Zweck der Real-Akademie.

Zur Erreichung dieses Zwecks werden in einem Course von drey Jahren folgende Gegenstände vorgetragen.

1. Religion, die Geschichte und Grundsätze derselben, zur Begründung und Erweiterung der bereits hierüber erlangten Kenntnisse, und zur Beförderung der Religiosität und Sittlichkeit.

2. Rechenkunst, besonders die kaufmännischen Rechnungen mit der Angabe der leichtesten, schnellsten und sichersten Art, jeden verwickelten Fall zu lösen; alle Vortheile, welche Abkürzungen, Decimal-Brüche, Logarithmen u. s. w. gewähren.

3. Geometrie und Mechanik, durchaus auf das practische Leben angewandt, für Oekonomie, Forstwesen, Fabriken und Manufacturen.

4. Zeichnungskunst, geometrische, stereometrische, architektonische; Maschinen-

Zeichnung, Ornamenten- Blumen- und Manufaktur-Zeichnung.

5. Naturgeschichte, vorzüglich in Beziehung auf Oekonomie, Forstwesen und Handel.

6. Naturlehre, besonders auf Beobachtungen und Versuche gegründet.

7. Chemie, besonders der technische Theil, für Fabrikanten, Färber u. s. w.

8. Erdbeschreibung, die neueste, mit Berührung der alten, mittleren und neueren, so weit dieselbe zur allgemeinen Geschichte erforderlich ist.

9. Welt- und Handels-Geschichte, zur Kenntniß der Schicksale des Menschengeschlechts, des Erfindungsgeistes und der Betribsamkeit.

10. Handelswissenschaft, in Verbindung mit dem Merkantil- und Wechsel-Rechte.

11. Buchhaltungswissenschaft, die einfache, doppelte, kaufmännische.

12. Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen für das häusliche und öffentliche bürgerliche Leben, mit Begründung des dabey

nöthigen und üblichen Verfahrens, und mit steter Rücksicht auf Richtigkeit der Sprache und Orthographie. Auch wird damit eine ausführlichere Entwicklung der Sprachlehre verbunden.

13. Declamation, oder Anleitung schön zu lesen und mündlich vorzutragen.

14. Kalligraphie nach allen ihren Zweigen, nebst einer Anleitung, schnell und abgekürzt zu schreiben.

15. Fremde Sprachen: Französisch und Italienisch von ordentlichen Lehrern; Latein, Englisch und Böhmisch von außerordentlichen, gegen ein mäßiges Honorar.

Für den Unterricht in allen diesen Fächern werden monatlich zwey Gulden Wiener Währung bezahlt. — Es wird vorausgesetzt, daß die Zöglinge der Akademie, als Vorkenntnisse bereits jene Gegenstände gut inne haben, welche in der vierten Classe der Normal-Hauptschule gelehrt werden.

So kündiget die Real-Akademie sich selbst öffentlich an: und wenn sie alles dasjenige leistet, wozu sie sich durch ihre Ankündigung

gegen das Publicum anheischig macht, so ist sie unstreitig eines der fruchtbringendsten Institute von Wien; und ein sattelfester Real-Akademist könnte im Puncte seiner Brauchbarkeit allerdings manchem Doctor von einer der vier alten Facultäten den Rang ablaufen.

XCIII.

Lücken im öffentlichen Unterricht.

„Was sollen die Kinder lernen?“ fragte man den Spartaner Agesilaus: „Was sie als Erwachsene zu thun haben“, antwortete er.

Es ist in der That keine leichte Sache, den öffentlichen Unterricht bis auf einen gewissen Grad von Vollkommenheit zu bringen: dies beweisen die so oft abgeänderten und so oft neu entworfenen Studien-Pläne, die Schulen-Reformen, die neuen Erziehungs-Vorschläge und Educations-Institute, die man von Zeit zu Zeit in allen Ländern macht.

Ich bekenne hiermit ganz unverhohlen, daß es weit über meine Kräfte sey, angeben zu

können, was in unseren Schulen alles gelehrt oder nicht gelehrt werden soll; aber einige Lücken habe ich dort wahrgenommen, die, nach meiner Meinung, ausgefüllt werden könnten und sollten.

Es ist allerdings wohl gethan, daß man den jungen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft Lesen, Schreiben, Rechnen; dann wenn es weiter vorwärts geht, Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Naturlehre; ferner classische und fremde Sprachen; und endlich, nach Umständen gar die höheren und sublimsten Wissenschaften beybringe.

Daß man bey allen Erziehungsanstalten die Religion lehre, ist unentbehrlich, weil sie das Glück und Wohl und Heil unsrer Seele macht.

Indessen scheint mir, daß man auch für die Sicherheit und das Wohl des Leibes noch etwas mehr bey dem öffentlichen Unterricht thun könnte.

Einige diätetische und Gesundheitsregeln wären unstreitig der erste Gegenstand zur Ausfüllung einer solchen Lücke. — Es hat

zwar ein biederer Mann schon vor mehreren Jahren auf der hiesigen Universität Vorlesungen über die physische Erziehung der Kinder und über Diätetik gegeben; ich wünschte aber daß in allen Schulen überhaupt, in Städten und auf dem Lande, den Kindern, die schon in dem Alter ordentlicher Begriffe sind, Lehren über die Pflege und Erhaltung ihres Körpers, Verhaltensregeln über den Genuß von Speise und Trank, über Leibesbewegungen, ähnliche Regeln bey Veränderung der Jahreszeiten und der Witterung, bey Erhitzung oder Erkältung &c. &c. eingekant würden.

Da leider öfters noch Unglücksfälle durch giftige Pflanzen und giftige Schwämme, oder andere Gifstoffe entstehen: so sollten alle mit der Erziehung sich abgebende Menschen ohne Ausnahme, jene schädlichen Gewächse und Substanzen methodisch kennen lernen, und sie ihren Zöglingen in Natur, oder durch getreue Abbildungen in Gemälden, in Wachs &c. so lange vorhalten und erklären, bis sie eine zuverlässige Kenntniß davon haben.

Bey den Alten waren die öffentlichen
 Denkmahle, die öffentlichen Hallen, die Hai-
 ne &c. eine Art von Heiligthum, die nicht
 angetastet, verunstaltet oder beschädiget wur-
 den. Wen schmerzt es nicht, daß er so oft
 Bäume und Ruhebänke auf öffentlichen Spa-
 zier- oder Belustigungsplätzen, Bildsäulen,
 Verzierungen und Pflanzungen in öffentlichen
 Gärten &c. &c. von muthwilligen Jungen ver-
 unreiniget, beschädiget, verstümmelt oder
 noch ärger mißhandelt sehen muß? ... Wer-
 gebens setzt man hier und da Warnungsta-
 feln, um den Unfug zu verhüten. Schon
 bey dem ersten Unterricht, in allen Schulen soll
 man der Jugend unablässig die strafwürdige
 Schändlichkeit jedes solchen, das ganze Pub-
 likum beleidigenden Muthwillens einschär-
 fen, und sie solche Gegenstände als eine Art
 von Heiligthum ansehen lehren.

Wen empört nicht oft die Grausamkeit,
 mit welcher unschuldige und wehrlose Thiere
 von Kindern gequälet werden, nicht immer
 aus Bosheit, sondern mitunter als unvera-
 ständiger Zeitvertreib. Auch diesem ekelhaf-

zen Fessel könnte und sollte durch Belehrungen bey dem öffentlichen Unterricht abgeholfen werden.

Endlich wäre, meines Erachtens, eine wesentliche Lücke im öffentlichen Unterricht dadurch auszufüllen, daß man in allen Erziehungsanstalten das vaterländische Gesetzbuch über Verbrechen und deren Bestrafung vortese, einen zweckmäßigen Auszug davon verfasse, der Jugend, welche bereits das Alter der moralischen Unterscheidungskraft *) erreicht hat, zum Auswendiglernen vorschreibe, so gut wie den Katechismus, und sie sorgfältig daraus examinire.... Wie oft kommen bey den Gerichtsstellen Fälle vor, wo der noch junge Delinquent die wirkliche oder angebliche Unwissenheit über die Strafgesetze zu seiner Entschuldigung anbringen kann oder wenigstens will, und dadurch seine eigene Schuld und den Spruch des Richters in eine zweifelhafte Lage bringt! — Sobald das Gesetzbuch zum integranten Theil des

*) Annos discretionis.

ffentlichen Unterrichts wird, fällt die unglückbringende Unwissenheit weg, und man kann den Verbrecher ohne Verlegenheit aburtheilen.

So lange der Pbnal-Codex nur in Buchläden, oder auf den Rathstischen und im Gedächtniß derjenigen ist, welche die begangenen Verbrechen bestrafen müssen, nicht aber auf dem Tische und im Gedächtniß derjenigen, welche die Verbrechen meiden sollen, ist er den Gesetztafeln der alten Locrenser ähnlich, welche so hoch hingen, daß Niemand sie lesen konnte, daß sie folglich gleichsam geflissentlich Missethäter erzeugten.

XCIV.

Abnahme der Literatur und Lectüre.

Man klagt bereits im nördlichen Deutschland, diesem bisherigen Sitze einer ungemeynen literarischen Thätigkeit, über eine merkliche Abnahme der Literatur und Lectüre.

Als Ursache dieser beklagenswerthen Abnahme gibt man — wahrscheinlich mit Recht — die Folgen der allgemeinen Kriege, als da sind: Störung friedlicher gelehrter Institute; Erlöschung, Versehung, Einschränkung der Universitäten und anderer literarischer Institute; Verminderung der ehemahligen Pressfreyheit; Abgang einer zahlreichen Jugend, die jetzt zu anderen Dingen verwendet wird als zu Studien; eine allmählig mehr und mehr um sich greifende Verarmung so vieler Provinzen; Geldmangel der den Bücherkauf zur Luxus-Ausgabe und also seltner macht. — Wo nun kein Bücherabsatz, da ist auch keine Aufmunterung sie zu schreiben und sie zu drucken; der Buchhandel sinkt also, und mit ihm Literatur und Leselust.

Wenn diese Angaben für Nord-Deutschland richtig und ihre Resultate merkbar sind, um wie viel mehr müssen sie es für Süd-Deutschland seyn, wo seit 1793 bey nahe unaufhörlich die Kanonen donnerten; wo keine Demarcations-Linien manche Provinzen ruhige Zuschauer des benachbarten Kampfes

ihrer deutschen Brüder seyn ließen, wie es im nördlichen Deutschland von 1795 bis 1806 der Fall war?

Unter dem Waffengeräusche schweigen die Musen. — Die literarische Thätigkeit in Wien, welche im Jahre 1781 begonnen hatte, nahm schon mit Anfang des Türkenkrieges ab, und hat sich seit jenem Zeitpuncte, besonders aber seit dem Jahre 1796, wo uns der Krieg immer näher und näher kam, nie mehr bedeutend belebt.

Seit dem Jahre 1788 sind bis jetzt in Wien 122 Schriftsteller gestorben, und ungefähr ein Duzend sind entweder auf andere Plätze versetzt, oder durch mancherley Umstände von hier entfernt worden. Unter diesen finden sich zwar viele unbedeutende, und solche, die vermöge ihres Alters zum Tode reif waren; aber manche bedeutende sind viel zu frühzeitig dahin gerafft worden, wie Eckhel der Numismatiker, Schmidt, der Geschichtschreiber der Deutschen; Gruber der Diplomatiker; Stoll der Arzt; Hunczowsky und Adam Schmidt die Chirurgen; Hai-

dinger und Stitz die Mineralogen; Uyringer, Blumauer, Jünger, Ratschky, Collin, die Dichter &c. &c. Alle diese könnten nach dem gewöhnlichen Gange der Natur noch jetzt leben, und haben bedeutende Lücken in der Literatur nach sich gelassen, weil sie bey weitem nicht alle in ihren Fächern hinreichend ersetzt sind.

Wenn das *juvat socios habuisse dolorum* einen gegründeten Trost geben könnte, so wäre es allerdings jetzt anwendbar; denn auch im übrigen Deutschland verdünnt sich das Geschlecht der wahren großen Gelehrten, der genialischen und unterhaltenden Schriftsteller merklich. An ihre Stelle treten anmaßliche und unverständliche Hypothesenträger für die ernstern Wissenschaftsfächer, und geschraubte oder triviale Lehren für die Zweige der schönen Literatur.

Seit dem letzten Kriege ist die Leselust in Wien beynahe gänzlich verschwunden. Der ungeheuer hohe Preis der Bücher, und die übrigen Folgen der politischen Anstrengungen

haben die Aufmerksamkeit und die Ausgaben des Publicums auf andere Dinge gelenkt... Selbst für den bessern Schriftsteller sind fast keine emolumenta laborum mehr. Es werden beynahe keine Bücher weiter gedruckt, als nur solche, welche gleichsam zum sogenannten Hausgebrauch unentbehrlich sind.

Bey diesen Umständen ist es eine wohlthätige Aufmerksamkeit der Regierung, daß sie jetzt viel liberalere Censurregeln befolgt als noch vor wenigen Jahren, und daß sie ganz neuerdings die Erlaubniß gegeben hat, wiederum Leihbibliotheken anzulegen, welche bekanntlich seit funfzehn Jahren verbotnen waren. — H. Carl Armbruster hat mit Anfang dieses Jahrs die erste eröffnet, und man muß der guten Sache wegen alles Gedeihen dazu wünschen.

Der Himmel gebe daß ich mich irre; aber ich habe die traurige Ahndung, als ob dem ganzen Deutschland ein merklicher Rückfall von seiner bisherigen Geistescultur bevorstünde!... Man wähne nicht, daß die öffentlichen gelehrten Institute allein, ohne

ausgebreitete National-Schriftstellerey und Lectüre, diesen Rückfall aufzuhalten im Stande seyen. — War nicht noch vor wenigen Jahren ganz Italien voll gelehrter Akademien; und wo war doch mehr allgemeine Geistesfinsterniß im Volke als dort?

XCV.

Die Philosophie ohne Beynahmen.

Der bereits in Gott selig ruhende hiesige Professor Karpe gab vor einigen Jahren ein Lesebuch heraus, unter dem Titel: „die Philosophie ohne Beynahmen.“ Hr. Karpe war zwar kein großes Licht in der philosophischen Kirche, aber wahrlich! dieser Einfall, eine Philosophie ohne Beynahmen zu geben, verdient Achtung.... Die Philosophie soll nur Eine seyn, wie die Mathematik, die Mechanik, die Astronomie nur Eine ist, ohne durch einen besonderen Nebentitel die Livree dieses oder jenes Hypothesenträgers zu tragen.

Wem haben nicht seit ungefähr zwanzig Jahren die Ohren gegellt von dem lauderwälschen Geträtsche der Kantischen, Schellingschen, Fichtischen, Reinholdischen, Bardilischen, Krugischen, Pölizischen, Buterweckischen, Abichtischen u. s. w. Philosophie? — Ist dieß nicht der klarste Beweis, daß wir eigentlich gar keine Philosophie mehr haben, wenn die Träume, Grillen und marktshreyerischen Sophistereyen jedes excentrischen Kopfes für Philosophie gelten, der auf irgend einem Katheder einer kleinen Schule damit Aufsehen erregen, und Chef einer Secte werden will!

Bald wird man zweifeln müssen, ob es nicht besser wäre, von gar keiner Philosophie mehr zu hören, als all den Unsinn und Widersinn der oben genannten Sectenstifter verschlucken zu müssen, den kein Mensch, und vermuthlich seine Erfinder selbst nicht verstehen.

Freylich war es einst in Griechenland nicht viel besser: da schwazte man im Tone der Platonischen, Pythagorischen, Aristipp-

schen, Epikurischen, Pyrrhonischen, Stoischen so genannten Philosophie, welche indessen wenigstens das Verdienst haben, daß sie uns noch jetzt durch ihre Paradoxen belustigen: ein Verdienst, daß die heutigen Philosophen ganz und gar nicht gewähren, weil ihr Geschreibsel in einen so pedantischen Nebel gehüllt ist, daß man nicht einmahl darüber lachen kann.

Da uns aber Philosophie unentbehrlich ist, um nicht wieder in den Stupor des finstern Mittelalters zu versinken, so rufe ich mit dem biedern Adelung: „Keine theoretische Philosophie mehr; alle Erkenntniß muß practisch werden! — Was liegt uns daran, aus welchen Ur-Elementen die Dinge bestehen; woher sie sind; was aus ihnen wird! Weg mit dem Stolz, der aus Abstractionen einen Pallast im leeren Raume baut, und von dort das Reich der Möglichkeiten zu beherrschen glaubt! — Ein philosophisches Lehrgebäude soll bloß gemeinnützig seyn, das heißt, den Menschen im gesellschaftlichen Leben so glücklich machen als es die Vernunft

vermag. . . Man fange an mit Anthro-
pologie, weil der Mensch sich selbst am er-
sten kennen muß; darauf komme Logik; dann
Naturkunde, weil die Unwissenheit in der-
selben jeden Aberglauben begünstiget; ferner
Kosmologie, so viel man davon wissen kann;
endlich Moral, die unser Verhalten aus der
Natur des gesellschaftlichen Lebens herleite.“

Das wäre eine Philosophie ohne Bey-
nahmen.

Von der Philosophie ist der Uebergang
auf die Philosophen ganz natürlich. Diese
Leute, selbst die Aechtesten und Besten unter
ihnen, waren leider von jeher nicht sehr bey
ihren Menschenbrüdern beliebt; ein Umstand,
der sich ganz leicht erklären läßt. — Da das
werthe Menschengeschlecht gleichsam einen
stillschweigenden Vertrag geschlossen zu haben
scheint, sich nach Umständen, unter man-
cherley süßlichen oder imposanten Nahmen,
wechselweise bey der Nase zu führen, zu äffen,
zu necken, zu plagen, zu betriegen, zu
brutalisiren u. s. w. der Philosoph aber dieses
Poffenspiel leicht durchschaut, und die Sa-

che gewöhnlich bey ihrem wahren Nahmen nennt, so muß er ja wohl wie ein allgemeiner Feind angesehen werden...

Wer weiß nicht, wie es dem Sokrates bey den Atheniensern, dem Kallisthenes bey dem so genannten Großen Alexander, dem Seneca bey seinem Zögling Nero erging, weil sie zu viel Dinge bey dem rechten Nahmen genannt hatten!

Der alte ehrliche Fontenelle hatte Recht, als er sagte: „wenn ich eine ganze Faust voll Wahrheiten hätte, so würde ich mich sehr bedenken, die Faust aufzumachen, und diese Wahrheiten unter die Menschen kommen zu lassen.“

Es ist allerdings traurig, daß es in unseren Zeiten immer nothwendiger wird, besonders jungen feurigen Seelen fleißig mit Altringer zuzurufen:

Wahrheit lehren ist gefährlich,

Mein' man es auch noch so ehrlich:

Kreuz und Schierlingsbecher sind

Alles was man hier gewinnt!

XCVI.

Kostbare Meubeln.

Es gibt gegenwärtig in Wien Neue Reiche, wie es deren in Paris gibt. Da nun jeder Mensch seine kleinere oder größere Dosis von Eitelkeit hat, so setzen viele dieser, schnell, und ohne selbst recht zu wissen wie, reich gewordenen Leute die ihrige darein, ihren Reichthum auf irgend eine Art zur Schau zu stellen, entweder durch kostbare Landhäuser, oder durch glänzende Equipagen und Pferde, oder durch große Tafeln, oder durch prächtiges Ameublement.

Diese letztere Manie ist für jetzt ziemlich allgemein. — Man erstaunt, wenn man zu diesem oder jenem Lieferanten, Negozianten, Officianten, Gewerksmann u. s. w. kömmt, über den Luxus seiner Hauseinrichtung... Wie da alles drapirt, garnirt und pimpirt ist! — Welche kostbare Parketten; welche Betten im ägyptischen, griechischen, römischen, oder chinesischen Styl; — welche Sofas, chaises longues, lits de repos, Fauteuils, Tabourets! — welche

Putztische, Arbeitstische, Spieltische, Speisetische! — welche Commoden, Secretäres, Wandkästen, Kamine u. s. w., und auf denselben wie mancherley Uhren, Vasen, Büsten, Potpourris, Bouquets! — welche Wandspiegel, Ankleidespiegel, Handspiegel; — welche Bronze, Luster, Candelabern, Girandolen! — welche Tapeten, Draperien und Rideaux, alle von Zephyr und Vapour!!

Das ist nun alles schön, recht schön, ja sogar überschön ... und vor lauter Schönheit wird es bald Noth thun, wie weiland im alten Holland, daß man seine Schuhe, und wer weiß was noch alles außer der Thüre lasse, ehe man in den kostbaren Saal, in das hyperniedliche Cabinet eintritt. Nach ist darin alles nur zum Ansehn, aber nicht zum Gebrauch. Die Frau vom Hause zittert, wenn man seinen Hut ablegen, oder sich setzen will. ... Die klimmernden und spiegelnden Menubels sind so delicat, daß man sie kaum mit den Fingerspitzen berühren darf — ja! es setzen sich schon Flecken an, oder es springen Splitter ab, wenn man sie

nur recht scharf ansieht! — — Der ganze Kram ist nicht viel besser, als was auf einer Zeremonientafel die ungenießbaren Schauessen sind.

Diese schöne Karität und Spielewerk haben auch im gesellschaftlichen Umgange eine auffallende Verkehrtheit bewirkt: Ehedem ließen reiche Leute die minder wohlhabenden zu sich kommen, und gaben Gesellschaft in ihrem Hause; jetzt hingegen, ergriffen von der Furcht, daß die Parketten von den Schuhen der Eintretenden, die Tische von den Spielmarken, die Spiegel und Tapeten von dem Lichterdampf, die Sessel und Sophas vom Gewicht der darauf Sitzenden etwas leiden könnten, flüchten sich die Reichen aus ihren schönen Wohnungen zu den minder Wohlhabenden in die Gesellschaft, und suchen dort ihre Abende zuzubringen.

Man behauptet zwar, bey gewissen Classen gehöre dieses Klumpen zum Handwerk; man müsse einige Prunkzimmer haben, um den Fremden, mit welchen man Geschäfte machen will, seine Wohlhabenheit recht in die Augen leuchten zu lassen u. s. w.

Allein dieses eitle Paradespiel ist zum Theil Ursache an der Uebertheurung und dem Mangel an Wohnungen. Wer einige solche aufgeputzte Schauzimmer hat, die er als das Allerheiligste zusperret, und nur ein paar Mal des Jahrs mit ängstlicher Vorsicht öffnet, der muß neben denselben noch seine hinreichende Alltagswohnung haben, und braucht somit den gedoppelten Raum von dem, was sein genügsamer Vater oder Großvater inne hatte.

XCVII.

Tadler und Spötter.

„Es ist leichter, eines Amtes würdig zu scheinen, welches man nicht hat, als desjenigen, welches man bekleidet“ sagt der Menschenkenner Rochefoucauld; und eine allgemein bekannte Sache ist es, daß es viel leichter sey, kritteln und tadeln, als selbst etwas machen, oder gar besser machen als jene, die man tadelt.

Ich will nicht von der Kriteley im literarischen Fache sprechen, welche meistens das Werk der Parteysucht, des Eigennuzes oder des Eigendünkels ist, wo jeder Wicht, der ein paar ästhetische Gemeinplätze auswendig gelernt hat, über Bücher und Theaterstücke abspricht, ohne je im Stande zu seyn, auch nur einen erträglichen Bogen drucken zu lassen!

Die Rede ist hier von den Aristarchen über Regierung und öffentliche Angelegenheiten... Als es besonders in einem benachbarten Lande einem Paack von Zungendreschern, Sophisten und Tagedieben, mit ihrer Trabanten = Schar von Holzhackern, Sackträgern, Kesselslickern, Galeerensclaven und Hökerweibern gelungen hatte, den Staat umzustürzen, staunten die Flachköpfe mancher anderen Länder diese Heldenthaten mit aufgesperrtem Maule an, und hielten sich nun wohl für eben so tüchtig, Staaten zu reformiren und zu regieren, wie jene Hosenlosen. — Die Entwicklung des Trauerspiels hat ihnen jedoch einen gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht. Seit dem sind

die Luftbilder von Volksregenerirung und Volks-Souveränität zwar verdünstet; aber der einmahl aufgeregte Fihel des Besserwissens, des Krittelns, des Spottens und Tadelns ist nun doch wirksam geblieben.

Wenn ein biederer, gesetzter, Kenntnißreicher Mann, der in seinem eigenen Hause Muster von Ordnung ist, allenfalls Bemerkungen oder Zweifel über öffentliche Verfügungen mit Bescheidenheit vorbringt, so hört man ihm ruhig zu, weil man weiß, daß jedes Ding von mehrern Seiten betrachtet werden kann. Aber was ist widerlicher, als wenn Leute, die ihre eigene kleine Familie nicht in Ordnung zu bringen; die ihr unbedeutendes Gewerbe nicht aufrecht zu halten; die ihr subalternes Aemtchen nicht tabellos zu verwalten vermögen: wenn solche Leute sich zu Reformatoren und Regenten auserkoren dünken; wenn sie unaufhörlich von den Gebrechen der öffentlichen Verwaltung, von politischen Mißgriffen, von falschen Regierungs-Maßregeln schwätzen; wenn man sieht, wie sie über jeden Kleinlichen, oft unabhelf-

lichen ungünstigen Vorfall ihren giftigen Spott ausgießen!

Was soll man erst dann sagen, wenn Leute, die durch ihr eigenes unverständiges oder unordentliches Benehmen (von dem sie aber nicht gerne reden hören) in misliche Umstände gerathen sind, die Schuld davon auf die Verfügungen der Regierung wälzen möchten? — — —

Solcher Sumfsefliegen gibt es indessen nicht wenige in Wien; und da es in keiner Hauptstadt auf Erden an Malcontenten, an naseweisen Spöttern, an verunglückten Projectmachern, und an müßigen Maulaffen fehlt, so finden sie immer ein Häuflein, das mit ihnen einstimmt, und wohl gar ihre Superklugheit bewundert.

Wer weiß nicht, daß es keine ganz vollkommene Staatsverfassung und Staatsverwaltung in der Welt gibt? — Wer weiß nicht, wie leicht es sey, gleißende Gemein sprüche und blendende Theorien aufzustellen, wie schwer aber in Praxi, jedem Uebelstand abzuheifen?

Wenn man solchen Tadeln einräumt, daß dieß oder jenes nicht gut sey, daß es allenfalls nicht so seyn seyn sollte: da triumphiren sie, und erheben ihre Stimme um desto mehr; wenn man sie aber fragt: was zu thun sey? wie einem Gebrechen abzuhelfen sey? dann ist es mit ihrer Weisheit gewöhnlich zu Ende.

Um ihrer eigenen Reputation willen möchte ich daher solchen Leuten rathen, wenn sie in Versuchung fallen, über öffentliche Angelegenheiten zu kritisiren, vorerst in ihren eigenen Busen zu greifen, und eine Gewissensforschung zu machen, wie es mit den Angelegenheiten ihres eigenen kleinen Hausstaates stehe. —

XCVIII.

Unterhändler. — Unterhändlerinnen.

An jedem Mittwoch und Samstag liebt man im Intelligenzblatt der hiesigen Zeitung mehrere Artikel ungefähr folgenden Inhalts:

„Es sucht jemand 10000 fl. auf eine Fabrike aufzunehmen. Unterhändlern wird kein Gehör gegeben.“

„Es sucht jemand ein Haus in der Stadt oder Vorstadt zu kaufen. Unterhändler werden nicht angenommen.“

„20000 fl. sind auf eine Real-Hypothet auszuleihen. Unterhändlern wird kein Gehör gegeben u. s. w.“

So bekommen diese Leute im Angesicht des ganzen Publicums zu tausendmalen die exclusivam, und doch pflanzt sich ihr Geschlecht unausrottbar fort.

Wer sind die Unterhändler?

Dieß ist ein Geschmeiß von pfiffigen, unverschämten, heillosen Tagdieben, die in Raffehäusern, in Wirthshäusern, auf Gasen und Straßen, kurz allenthalben herum lauern und herum horchen, ob sie nicht jemanden auffspüren können, der sich in einer Geldverlegenheit befindet, oder der was immer für ein Geldgeschäft zu machen vorhat, wobey sie sich als Mittelmann anbieten, und wenn es recht christlich geht — für 10 Procent

von jeder Seite — den Handel ins Kleine zu bringen unternehmen.

Diese Unterhändler, gewöhnlich gens sans aveu, sind mit allen Bucherern und Leuteschindern im brüderlichen Einvernehmen; sie sind eine Art von Jagdhunden, welche denselben von der einen Seite die ausgefäkelten Prasser, Spieler, Verschwender, die präsumtiven reichen Erben u. s. w. so wie von der andern auch die durch plötzliche Unglücksfälle in die Klemme gekommenen Leute jedes Standes in das Netz zu treiben suchen, und wenn sie dieselben nach Art der Spinnen mit ihrem Ränkegarn fest genug umschnürt haben, entweder den Raub ganz mit ihren Committenten theilen, oder doch wenigstens ihre gute Portion davon nehmen.

Oft sind es Leute, die ehemals selbst durch Unterhändler zu Grunde gerichtet wurden; die mit eigenem Schaden die Kniffe sowohl als die Vortheile des Unterhändlergewerbes kennen gelernt haben, und jetzt gegen andere das Nähmliche ausüben, was zehn Jahre früher an ihnen selbst geschehen ist.

Solche Unterhändler schleichen tückisch in den Häusern herum, suchen durch Diensthofen, Hausmeister und dergleichen Leute die Familienverhältnisse auszuspähen, und bauen dann ihre Projecte darauf.

Seit einigen Jahren, da der Werth der Häuser und der Realitäten überhaupt so sehr gestiegen ist, gehen sie mit unverschämter Dreistigkeit geradezu an die Besitzer selbst, geben vor, sie hätten vernommen, daß man dieses Haus, jenes Eigenthum verkaufen wolle — lauter bare Lügen — und bieten sich an, den Handel ins Reine zu bringen. Sie bethören durch gleißende Anerbiethungen, durch vorgespiegelte Vortheile manchen rechtlichen Mann, locken ihm eine halbe Einwilligung ab, und fädeln dann bey einem andern die Sache ein. Hundert Ducaten von jeder Seite sind das gewöhnliche sogenannte Douceur für eine Haus-Mäkeley.

* * *

Es gibt auch, wie man leicht denken kann, Unterhändlerinnen in Wien. . . .

Gegen diese ist aber noch niemahl eine Pro-
 testation in der Zeitung erschienen! — Das
 Gewerbe dieser mitleidigen Seelen ist von
 viel sanfterer Art, und doch wüthet die Po-
 lizey und die Justiz manchmahl mit großer
 Strenge gegen sie, da man im Gegensatz nie
 hört, daß gegen das Lumpengefinde von Un-
 terhändlern eine ernstliche und nachdrückliche
 Maßregel genommen worden wäre.

XCIX.

Die Gesellschaft adelicher Frauen zur
 Beförderung des Guten und
 Nützlichen.

Eine glänzende, und in jedem Betrachte
 neue Erscheinung! — Dieser in seiner Art
 einzige Verein bildete sich zu Ende des Jah-
 res 1810, und ist seit einem Jahre bereits
 in größter Thätigkeit zur Erfüllung seines
 Zwecks.

In der Schrift, welche diese Gesellschaft

über ihre Einrichtung hat drucken lassen,
sagt sie:

„Die Kräfte des Staats sind durch
„vieljährige außerordentliche Auslagen ge-
„schwächt worden; unterdessen bedarf so man-
„che nützliche Anstalt der Unterstützung, man-
„che neue wäre zum großen Vortheil des
„Staats zu errichten; die inländische Indu-
„strie im weitesten Verstande erwartet Er-
„munterung, der Kunstfleiß im Fabriks- und
„Gewerbswesen wie im Landbau, ist zu be-
„leben, nützliche Erfindungen aller Art sind
„aufzumuntern; Wissenschaften und Künsten
„ist hülfreiche Hand zu biethen. Es ist ein
„hohes Verdienst um das Vaterland, wenn
„Privaten, wenigstens zum Theile, und
„allmählig leisten, was der Staat jetzt nicht
„zu leisten vermag.“ — „Zur Erreichung
„dieses schönen Endzwecks durch freywillige,
„eigene und gesammelte Beyträge mitzuwir-
„ken, ist für das weibliche Geschlecht ein
„ehrenvolles schönes Geschäft. In dieser Ab-
„sicht wurde der Vorschlag zur Errichtung
„der Gesellschaft gemacht.“

„Die Gesellschaft besteht aus beytragen-
 „den und wirkenden Mitgliedern, einem
 „Auschuß, der aus zwölf Damen besteht,
 „und einem Oberhaupte. Die Stadt und die
 „Vorstädte werden in zwölf Theile oder Be-
 „zirke getheilt, und jeder der zwölf Damen
 „des Ausschusses wird einer dieser Bezirke
 „bestimmt. Jede derselben sucht eine be-
 „trächtliche Anzahl von Frauen, die in ih-
 „rem Bezirke wohnen, als wirkende Mitglie-
 „der mit der Gesellschaft zu verbinden, und
 „diesen wirkenden Mitgliedern werden kleinere
 „Bezirke angewiesen, in welchen sie eben-
 „falls für die Ausbreitung der Gesellschaft
 „sorgen, und beytragende Mitglieder aus
 „allen Ständen mit derselben zu verbinden
 „suchen.“ — „Jedes zur Gesellschaft tretende
 „Mitglied (sowohl die beytragenden als wir-
 „kenden) erklärt sich zu einem jährlichen be-
 „stimuten Beytrage. Diesen freywilligen
 „Beyträgen werden keine Gränzen gesetzt,
 „sondern sie sind ganz dem Edelmuthe zur
 „Erzielung des Guten überlassen.“
 „Ueber die Verwendung der eingezange-

„nen Beyträge entscheidet der Ausschuss.“ —
 „Da die Absicht der Gesellschaft ist, das
 „Gute und Nützliche zu befördern, und da-
 „her die bereits bestehenden Anstalten, oder
 „neu zu errichtende dauerhaft zu unterstützen,
 „wird sie, so weit es ihre Kräfte zulassen,
 „immer bemüht seyn, diese Anstalten durch
 „ein Capital zu gründen, dessen Zinsen zur
 „Erreichung des Endzwecks hinreichen.“ —
 „Sie wird keinen Fond bilden, und kann
 „kein unbewegliches Vermögen durch längere
 „Zeit besitzen.“ — „Es ist nothwendig, vor-
 „züglich darauf aufmerksam zu machen, daß
 „die Gesellschaft keineswegs die Sammlung
 „und Vertheilung eines Almosens zum Zwe-
 „cke habe, und daher durchaus nicht in den
 „Wirkungskreis der für die Armuth bestehens-
 „den Anstalten eingreife.“

Man sieht, daß die Plane und Aussich-
 ten der Gesellschaft erhaben und rühmlich sind.
 Auch trat beynabe Alles, was Wien an Da-
 men Illustres hat, mit größtem Eifer zu die-
 sem patriotischen Bunde. Die gedruckte Liste
 des ersten Jahres enthält 168 Damen als

Mitglieder der Gesellschaft, wovon die Fürstin Caroline von Lobkowitz zur Vorsteherinn gewählt wurde.

Ob schon in dem ersten Entwurfe bereits einige Gegenstände bestimmt sind, auf die sich die Sorgfalt der Gesellschaft vorzüglich verwenden soll, so werden doch Zeit und Umstände jedesmahl am deutlichsten angeben, wo diese Verwendung am zweckmäßigsten und dringendsten sey.

Bis jetzt hat die Gesellschaft der adelichen Frauen mit ihren eigenen und den aus den unteren Ständen gesammelten Beyträgen das Taubstummen = Institut, das Institut für blinde Kinder, das Findelhaus, das weibliche Erziehungshaus zu St. Pölten, das Krankenhaus der hiesigen Elisabethinerinnen u. s. w. großmüthig unterstützt. — Daß die Theilnahme an dieser Anstalt sehr bedeutend und allgemein seyn müsse, beweist der Umstand, daß sie sich im Stande sah, schon im verflossenen Herbst den Bau und die Dotirung eines eigenen ganz neuen Krankenspitals bey der Stadt Baden zu unternehmen.

Der in dem ersten Plane geäußerte Wunsch, daß sich diese Gesellschaft aus der Hauptstadt auch in die Provinzen verbreiten möge, ist ebenfalls schon vor Ablauf des ersten Jahres ihrer Existenz in Erfüllung gegangen: es haben sich fast in allen beträchtlicheren Provinzial-Städten Oesterreichs Filial-Gesellschaften der hiesigen Mutter-Gesellschaft gebildet.

C.

Neueste Finanz-Verfügungen. —
 Verschwindung der Bancozettel. —
 Einlösungsscheine.

Der giftige Pfuhl der französischen Revolution, jene alles entehrende und alles zerstörende Tollheits-Epoche, die selbst in Frankreich jetzt actenmäßig nie anders genannt wird, als die Zeit der Verrücktheit und des Unglücks *), hatte so viel Verderb-

*) Le tems de nos égarements et de nos malheurs.

niß erst über ihren eigenen Boden, und dann über einen großen Theil von Europa ausgehaucht, daß dadurch eine große Zahl von Völkern und Staaten in Verwirrung und Bedrängniß geriethen. Dieses Bedrängniß offenbarte sich vorzüglich in Rücksicht der Finanzen beynahe aller Länder; fast alle sind mehr oder minder erschöpft worden; fast alle haben ihre Zuflucht zu einem Papiergeld nehmen müssen, um damit den größten Theil der nöthigen Circulation zu decken. Selbst das ehemals geldreiche Britannien steht in diesem Punkte jetzt an der Spitze.

Was Wunder, wenn dieses Loos auch Oesterreich traf, das den großen Kampf gegen die damaligen Erdumwälzer am ersten begonnen, und ihn am längsten ausgehalten hat? Auch Oesterreich ist also erschöpft worden; und man muß sich wahrlich weniger darüber wundern, daß es bis auf einen gewissen Grad erschöpft wurde, als darüber, daß es nicht früher und nicht noch mehr erschöpft worden ist.

Schon unter der Kaiserinn Maria Theresia

wurden bekanntlich für zwölf Millionen Bancozettel in Umlauf gesetzt. Im Jahre 1785 erhöhte Kaiser Joseph die Summe dieses Papiergeldes auf zwanzig Millionen.

Die langwierigen und ungeheuer kostspieligen Kriege *) , in welche der jetzige Kaiser verwickelt wurde , versetzten den Staat in die Nothwendigkeit , allmählig immer mehr Papiergeld in Umlauf zu bringen. Die große Vermehrung desselben hatte dann auch hier zur Folge , was sie von jeher und in allen Ländern zur Folge gehabt : daß es nämlich stets mehr und mehr gegen die klingende Münze verlor , und daß zu Anfang des Jahres 1811 der Cours bis gegen 1500 für 100 stieg.

Nun fand die Regierung für unausweichlich , ein peremptorisches und durchgreifendes Mittel anzuwenden , um wieder mehr Gleichgewicht und Ordnung in die Geldangelegenheiten des Staats zu bringen. — Am

*) Man wird sich einen Begriff davon machen können , wenn man weiß , daß in einigen Feldzügen jeder Tag eine Million kostete.

15. März 1811 erschien ein, unterm 20. Februar datirtes Patent, welches unverhohlen sagte, daß die Masse des sämmtlichen österreichischen Papiergeldes sich auf die Summe von 1060,798,753 Wienergulden belaufe. . . . Ueber diese Summe von Bancozetteln statuirte das erwähnte Patent im Wesentlichen folgende Maßregeln:

„Die Bancozettel haben nur noch bis „letzten Januar 1812 in Umlauf zu bleiben.“ — „Bis dahin werden sie nach dem „fünften Theil ihres Nennwerths mit Einlösungscheinen ausgewechselt werden.“ — „Vom 15. März 1811 an werden die Bancozettel gegen Einlösungscheine und Conventionsmünze auf den fünften Theil ihres Nennwerthes bestimmt, und sind in diesem Betrage sowohl bey den öffentlichen Cassen „als von Privaten, bis Ende des Januars 1812 anzunehmen.“ — Mit 1. Februar 1812 treten die Einlösungscheine „an die Stelle der Wiener-Bancozettel, als „das einzige Papiergeld im Staate, und deren Nennwerth die so genannte Wiener-

„Währung bestimmt.“ — „Einlösungsschei-
 „ne werden nicht mehr in Umlauf gesetzt, als
 „zur Einwechslung der Bancozettel, nach dem
 „fünften Theil ihres Nennwerths erforder-
 „lich sind. Somit wird sich die Summe der
 „Einlösungsscheine auf keinen Fall höher als
 „auf 212,159,750 Wienergulden belau-
 „fen.“ — „Auch diese Einlösungsscheine sollen
 „allmählig vermindert, ein Amortisations-
 „fond errichtet, und derselbe durch Verkauf
 „von Staats- und geistlichen Gütern fundirt
 „werden.“ — „Die bisher cursirenden Ku-
 „pfermünzen sind ebenfalls auf den fünften
 „Theil ihres Nennwerths reducirt.“ — „Für
 „die Zahlungen von Schulden, Contra-
 „ten u. s. w. unter Privatleuten, vom Jahr
 „re 1800 angefangen, wird ein Regulativ
 „oder eine so genannte Scala festgesetzt, die
 „mit dem von jenem Zeitpunkt an stets stei-
 „genden Geldcourse in einem übereinstimmen-
 „den Verhältniß steht.“ — „Die Interessen
 „der Staatsobligationen werden, nach ihren
 „verschiedenen Proportionen, sämmtlich auf

„die Hälfte (in Einlösungsscheinen zahlbar) herab gesetzt.“

Diese allumfassende, diese bisher in Europa in ihrer Art einzige Finanzverfügung, wurde in allen deutschen Provinzen der Monarchie (für welche sie auch nur bestimmt war) mit ungetrübter Ruhe publicirt und fortschreitend exequirt. . . . Von Monath zu Monath wurden die verschiedenen Sorten der Bancozettel, zuerst die zu 500, dann die zu 100, die zu 50 und 25, die zu 10, zu 5, zu 2 und 1 Gulden einberufen, mit Einlösungsscheinen ausgewechselt, und verschwanden somit gleichsam unmerklich. . . . Und sonderbar! Die Wiener, welche eine Zeit lang ziemlich viel Uebels von ihren Bancozetteln gesagt hatten, trennten sich jetzt mit lauten Beheklagen von denselben.

Die jetzt cursirenden neuen Einlösungsscheine sind zu 1, zu 2, zu 5, zu 10, zu 20, zu 100, und zu 500 Gulden.

Am 1. Februar 1812 wurde auch neue Scheidemünze von Kupfer und von den kleinsten Sorten in Umlauf gesetzt.

CI.

Medicinische Moden.

Freund! kein Erdenbürger handelt frey;
 Alle fesselt Modethyranney;
 Sie, die Damen, süßen Herren, Josen
 Durch Jahrtausende Gesetze gab,
 Schwingt auch über steife Philosophen,
 Selbst über Aerzte ihren Zauberstab.

Dies ist allerdings ein etwas schlimmer
 Umstand, daß auch die Praxis und die Mit-
 tel, uns Gesundheit und Leben zu erhalten,
 jenem hyperlaunischen Ding, Mode benahmset,
 unterworfen seyn sollen. Indessen scheint die-
 ses Gebrechen der Hygiãa selbst ein chroni-
 sches zu seyn. . . . Wer erinnert sich nicht
 des großen Doctor Sangrado, *) zu dessen
 Zeit es allgemeine medicinische Mode war,
 das Menschengeschlecht durch warmes Was-
 ser und Aderlassen dünner zu machen? Wer
 kennt nicht die Aerzte des Moliere **), die

*) Geschichte des Silblas von Santillana.

***) Passez moi l'émétique, et je vous passerai
 la saignée; sagt ein Doctor zum andern.

damahls so fest auf ihre Facultäts-Moden hielten?

Schon vor dreyßig Jahren schrieb der witzige Sturz: „gibt es eine Wissenschaft, die unterliegende Natur aufzurichten? und wer wählt unter der zahllosen Menge von Mitteln, die oft nur die Mode des Tages in Schutz nimmt? Von der Transfusion bis zu Pomme's Brühen, welche Reihe von Pflanzen, Salzen, Gummi, Metallen und Giften? Theerwasser, Schierling, Harzrauch und Eicheln, Guajak und Pomeranzenblätter, Käfer, Würmer und Bella donna, Bibernsuppen und Eselsmilch, alle haben ihren Ruf überlebt; die Quassia ringt mit der Quinquina, und man fängt an, vom Quecksilber übel zu sprechen. Domincetti fumigirt alle Zufälle weg; jener lockt funkenweise Krankheiten ab, oder zieht sie durch Magnete wie Eisenstaub an; R. hilft durch die vis centrifuga, und P. heilt durch den Bey Schlaf das Podagra.“ — Und noch vor Kurzem las ich in einem kleinen Büchlein: „Ich habe von Zeit zu Zeit unser

Spital besucht: Es war eine Epoche, wo der Schnepper und die Lanzette das Blut der Kranken in Strömen vergoß. In einer andern Epoche konnte man der Abtritte nicht genug bauen, um die Wirkung der ewigen Purgangen abzuführen. Seit dem neuesten Reiche der Brownianer ist das Spital zum Weinschank geworden, und die asthenischen Patienten werden während eines hypersthenischen Räuschchens ad patres spedirt. *)

Was hat diese letztere Heilmode, das Brownische System, für einen Rumor in der medicinischen Welt gemacht! wie laut ertönten alle kritischen und polemischen Trompeten seit mehreren Jahren zum Lobe desselben! . . . und doch hat einer der Koryphäen davon, der berühmte junge * noch vor seiner Abreise aus Wien ein Duzend seiner Collegen zusammen geladen, und ihnen feyerlich erklärt, daß er den Brownismus für unhaltbar erkenne, daß er sich daran geirrt habe, und wieder ganz davon abgehe.

*) Gabriel, oder die Stiefmutter Natur.

Hat nicht noch vor Kurzem der Doctor **
alle Krankheiten durch Electrificiren geheilt?

Hat nicht erst vor drey Monathen der
Doctor *** auf einem großen Regalbogen
an allen Ecken der Stadt sein Buch ange-
kündigt, mit dem Titel: Beweis daß das
Quecksilber bey Heilung der Lustseuche
höchst schädlich sey; dieses Mittel, welches
man seit zwey Jahrhunderten für das einzige
Specificum gegen jene Krankheit hielt!

Ist es bey so bewandten Umständen zu
verwundern, wenn manche Leute in ihrem
Glauben an die Heilkunde etwas erkalten?

Indessen laßt uns Trost schöpfen: unsere
reiferen Aerzte sind nicht die Wetterhähne,
welche das Modelüftchen jeder Hypothese in
stetem Wirbel dreht.— Auch scheint es am Ende
die Natur noch besser mit den Menschen zu
meinen, als die Ausflücker derselben; einige
Individuen ausgenommen, die durch jene
modischen Vesiculape in die Grube kommen,
läßt sie im Ganzen doch immer eine gleich große
Anzahl von unsrer Gattung zu Staub und
Moder werden, es mögen die Schüler Boer-

haveß, Sydenhams, Köschlaubs oder Husfelds am Krankenbette gestanden haben.

CII.

Schnurrbärte und Schnürbrüste.

Zwey der neuesten Mode = Erscheinungen in Wien.

Der Schnurrbart, welcher gewissen Physiognomien allerdings ein Ansehn von Männlichkeit und edlem Troß gibt, war hier in der feineren Welt beynahе ganz verschwunden; selbst die Officiers trugen ihn fast gar nicht mehr; nur Edelkute aus dem tieferen Ungarn oder Pohlen erschienen noch gelegentlich mit demselben. Aber seit ein paar Jahren ist er plötzlich wieder außerordentlich beliebt geworden.

Der letzte Krieg trug ohne Zweifel hierzu das Meiste bey: da Jünglinge aus ansehnlichen und reichen Familien häufig unter der damahls errichteten Landwehr dienten, so

ließen sie sich, als ein ehemahliges charakteristisches Zeichen des Soldatenstandes, einen Schnurrbart wachsen, und dieß mit Recht... Daß sie ihn jetzt noch immer tragen, nachdem ihr Waffenberuf aufgehört hat, nehme ich für ein gutes Zeichen: nämlich für eine stillschweigende Zusage, daß sie bey allenfalls eintretender Nothwendigkeit wieder bereit wären, den Säbel zur Bertheidigung des Vaterlandes zu ergreifen.

Allein, außer jenen verdienten Jünglingen haben sich erst nach hergestelltem Frieden so manche andere junge Herren ihre Oberlippe mit Flaumen überwachsen lassen, die ganz und gar keinen Anspruch auf eine solche Auszeichnung haben... Wollen sie damit das Publicum täuschen? Soll es elegant seyn? Soll es von ihrem theoretischen Muthzeugen?

Wenn sie indessen nicht des festen Entschlusses sind, im ereignenden Falle, eben so wie jene erstern, auf das Feld der Ehre zu gehen, so thäten sie, meines Erachtens besser, dem Barbiermesser wieder freyen Lauf unter ihrer Nase weg zu lassen.

Wenn die Mode des Schnurrbärtchens im Gesichte so manches pulversehenen jungen Herrn bloß lächerlich ist: so ist dagegen die wieder aufgewärmte Mode der Schnürbrüste bey der vornehmen weiblichen Jugend desto ernsthafter.

Man hatte schon lange anerkannt, daß im Vergleich mit dem Bischen steifer Eleganz, welche das Nieder *) diesem oder jenem Mädchen verschafft, der Schaden unendlich größer und ausgebreiteter sey, welchen dieser weibliche Harnisch bey so vielen jungen Geschöpfen anrichtet, die er schief, höckerig, zum Kindergebären untanglich macht u. s. w. — Kaiser Joseph gab zu seiner Zeit eine eigene Verordnung, daß kein Mädchen mit einer Schnürbrust in die öffentlichen Schulen kommen durfte. Somit verschwand dieselbe bey den unteren Ständen gänzlich, und selbst die oberen Stände ahmten allmählig diesem Beyspiele nach. Auch sah man seit dreyßig

*) So nennt man in Wien die Schnürbrust.

Fahren unendlich weniger verwachsene Mädchen als ehemals.

Wie man aber einer vernünftigen Sache stets eher überdrüssig wird als einer albernen, so ging es auch hierin. Seit ein paar Jahren hat die vornehme Welt einen Mädchenkörper ohne Nieder wieder zu gemein gefunden, und ein paar fremde Tausendkünstler haben unter einer etwas veränderten Gestalt und einem betriegerischen Nahmen, unsere Comtessen, Baronessen und gnädigen Fräulein abermahl in die Nieder gesteckt.

Vergebens hat der Kinderarzt und Kinderfreund, Doctor Gölis einen nachdrücklichen Aufsatz gegen die neuen und verkappeten Schnürbrüste in die öffentlichen Blätter einrücken lassen, und die schlimmen Folgen gezeigt, welche dieses unnatürliche Kleidungsstück auf den empor keimenden weiblichen Körper hat. Er scheint tauben Ohren geprediget zu haben; denn die Nidersucht verbreitet sich aus den oberen Ständen bereits wieder in den Mittelstand herunter.

Der berühmte Naturforscher Linnäus

zählte die Weiber, welche sich durch die Schnürbrüste die Taille zum umspannen machen, unter die Insecten, deren äußerste Körperteile in der Mitte nur durch einen dünnen Faden zusammen hängen!

Indessen mag das Nieder doch seinen Werth haben, für Weiber nämlich, die bereits auf der Rückreise aus dem Lande der Schönheit sind, aber noch jünger scheinen wollen; bey solchen kann das Fischbeingerüste als Stützmaschine noch Dienste leisten, und hier und da einen Neuling täuschen. Nur müssen sie damit nicht an die Kenner kommen, damit es ihnen nicht ergehe wie der welken Pariserinn, die zu dem schon sehr alten, aufmerksam nach ihrem Busenstreif blickenden Voltaire sagte: *comment Mr. de Voltaire, vous regardez encore ces petits coquins? — de petits coquins, Madame, erwiederte der alte Schalk, de petits coquins?? — ce sont bien de grands pendants!*

Mittel zur ehelichen Eintracht.

Die Theologen haben Recht. Schönheit, Jugend, Reichthum, Ehrenstellen: dieß sind die gefährlichen Klippen auf der Fahrt des Lebens für uns gebrechliche Menschenkinder.

Nicht genug, daß jene Irrlichter einzelne Individuen sehr häufig auf verderbliche Abwege führen; sie sind leider die wahren Satanskralen, welche so oft das heilige Band der Ehe verwickeln und abreißen. Ein Glück, daß sie nicht von sehr fester Dauer sind, und manche Christenseelen sich noch zeitig genug von ihnen losmachen.

Dront war ohne Vermögen, aber ein bildschöner Mann. Seine Hälfte, die liebe Kalliste, ebenfalls arm, aber in der vollsten Blüthe der Jugendreife. Die zwey Leute liebten sich mit einem Feuer, mit einer Inbrunst, wie kaum Hero und Leander ehedem; sie konnten keinen halben Tag seyn, ohne sich zu sehen. Ein günstiges Ereigniß macht es möglich, daß sie sich heirathen. Aber

du mein Himmel! nach drey Monathen Welch eine Ehe! ... Man sieht sie nicht eine Bierstunde mehr beyammen; er da, sie dort. — Nur mit Widerwillen geht er nach Hause, und eilt sobald möglich wieder aus demselben. — Sie erscheint nicht anders als von drey bis vier jungen liebenswürdigen Cavaliers umgeben. Er wird durch Fürsprache dieser und jener Präsidentinn von einer Stelle zur andern, und immer mit Avancement versehen: die Dankbarkeit fesselt ihn natürlich an diese Häuser, und läßt ihm keine Zeit, sich in seinem eigenen umzusehen. — Das Ding hat eine gute Weile gedauert. Nun ist Kalliste in ihr Stufenjahr getreten; die häufige Schminke hat ihre Haut gräßlich verdorben, ihre Zähne schwarz und wackelnd gemacht. Ihn hat seine letzte Krankheit so sehr mitgenommen, daß er kaum mehr kenntlich ist. . . . Seit dem ist die schönste eheliche Eintracht zwischen ihnen hergestellt; sie leben von aller Welt ungestört in ihrem Hause, und wandeln ungetrennt mit einander.

Star hatte ein paar Tonnen Goldes;

Ephise nicht viel weniger. Sie heirathen sich, und machen zusammen ein schönes fröhliches Haus. Aber nach vier Wochen Welch eine Wirthschaft! — Es schien als ob sie gar nicht geheirathet wären; sie sahen sich oft zwey und drey Wochen mit keinem Auge: er ist in einem Flügel des Hauses, sie im andern; er in einem Theater, sie im andern; er auf diesem Hausball, sie auf jenem; er in Dornbach, sie in Schönbrunn. — Endlich entsteht ein Prozeß zwischen ihnen über wechselseitige Eingriffe in das Vermögen. Aus dem Prozeß wird ein Bankerott. — Das große Geld ist fort; die unbarmherzigen Gläubiger versteigern Equipagen, Meubeln, Nippen, sogar die Garderobe. — Star und Ephise haben kaum mehr ein spärliches Auskommen. . . . Seit dem leben sie in der erbaulichsten Eintracht, und erscheinen stets mit einander.

Thrasot war ein junger Mensch von einigen Talenten, aber er konnte sich doch nicht empor arbeiten. Er macht Bekanntschaft mit Dorinden, erhält durch die Familienver-

bindungen derselben einen guten Posten, heirathet sie, und scheint aus Dankbarkeit ein zärtlicher Ehemann. — Es entstehen vortheilhafte Conjunctionen für ihn. Er steigt von Stufe zu Stufe, entfernt sich aber auch stufenweise immer mehr von seinem Weibe und seiner Familie. Sie kränkt sich darüber auf das bitterste; aber er ist bereits ein bedeutender Mann, ein Mann von Einfluß, und so unausgesetzt von Sollicitanten und Anräuherern belagert, daß er ganz auf seine häuslichen Verhältnisse vergißt, und nur im süßen Schooße der intriguirenden Geschäftigkeit lebt. Seiner Frau will darüber vor Gram das Herz brechen.... Thrasot macht einen politischen faux pas. Er wird plötzlich außer Activität gesetzt. — Seine bisherigen Klienten und Anräuherer gehen an ihm vorüber, ohne ihn mehr zu kennen.... Nun kehrt er wieder in sein Haus zurück, und lebt seit dem in der schönsten ehelichen Eintracht.

Geldsucht.

Ohne der mancherley körperlichen Suchten zu erwähnen, mit denen uns die Stiefmutter Natur gelegentlich zu beschenken pflegt, als da sind die Gelfsucht, Wassersucht, Schwindsucht, Trommelsucht, die hinfallende Sucht u. s. w. entwickeln sich aus der Verdorbenheit der menschlichen Natur, nach Zeit und Umständen, ebenfalls mancherley häßliche oder schädliche moralische Suchten.

So haben fast alle Weiber die Puffsucht, die Gefallsucht, die Tanzsucht, die Lästersucht u. s. w.

Von den Männern aus der feinen Welt laboriren die einen an der Reitsucht, die andern an der Vausucht; diese an der Spielsucht, jene an der Titelsucht, u. s. w.

Keine der moralischen Suchten aber hat in unsern Zeiten so allgemein um sich gegriffen wie die Geldsucht; diese ist im strengsten Sinne endemisch geworden.

Die Maxime, welche ehemals nur niedrige

Geizhalse von Vätern ihren lieben Söhnlein,
oder schmutzige Gauner ihren vertrauten Spieß-
gesellen ganz heimlich in die Ohren raunten;
diese Maxime wird jetzt fast öffentlich ohne
allen Scheu gepredigt:

O cives cives, quaerenda pecu-
nia primum!

Virtus post nummos; probitas
laudatur et alget.

Und es gibt keinen Sackträger, kein Höker-
weib, die nicht unverhohlen sagen: man
muß sich Geld verschaffen, denn

„Das Geld regiert die Welt! ja sie trö-
sten sich sogar einigermaßen über den Uebermuth
und die allenfalls zum Vorschein kommenden
Ausbrüche von Hartherzigkeit, Gewaltthätig-
keit oder Ungerechtigkeit der Reichen, weil es
Reiche sind, und weil das Geld die Welt regiert.“

Wenn in England die Rede auf einen
Mann kömmt, den man noch nicht kennt,
so ist dort die erste Frage: „*What is he
worth* *)? ... Ich weiß nicht, ob diese Frage

*) Was ist er werth? das heißt: wie viel hat er
Vermögen?

auch im alten Karthago schon gänge war; aber dem Anschein nach dürfte sie bey uns auch bald nationalisirt werden.

Es ist theils lächerlich, theils widerlich, zu sehen und zu hören, überhaupt aber bey nahe unglaublich, welche Mittel, welche Kniffe, welche Ränke, welche Niedrigkeiten sich oft Leute aus mancherley Ständen erlauben, um Geld zu erhaschen, das sie bald eben so leichtsinig wieder verschländern, als seltsam sie es erschnappt haben; denn die übertriebene Genußsucht erzeugt die Geldsucht, und die Geldsucht gebiert wiederum die Genußsucht. — Dieß ist der Circulus vitiosus, in dem sich diese beyden häßlichen Bastarde unsrer Zeit herum treiben.

Die schlimmen Resultate davon hat ein weiser Mann mit folgenden Worten geschildert.

„Wenn das Geld einmahl eine allgemeine Herrschaft über die Gemüther erhalten hat, dann verdrehen sich die Meinungen und Sitten durch die Vermischung der Stände; die Künste und Fertigkeiten von der angeneh-

men Art verfeinern zwar die Gesellschaft, aber sie verderben dieselbe. Die Geschlechter nähern sich mehr, verführen sich wechselweise, und das Schwächere zieht das Stärkere in seinen eiteln Hang zu Puz und Unterhaltungen hinein. Das Weib wird zum Kind, und der Mann wird zum Weib. Man spricht von Genuß, man beschäftigt sich bloß mit Genuß. An die Stelle der männlichen und stärkenden Leibesübungen tritt die Lust an Schauspielen, von denen man alle Leidenschaften annimmt, die ein Volk weibisch machen müssen, wenn nicht ein gewisser Geist von Patriotismus darin vorkommt. Die Reichen gewöhnen sich an den Müßiggang, und auch bey den arbeitenden Classen nimmt die Liebe zur Arbeit ab. Die Verfeinerung der Künste vermehrt die Moden; die Moden vermehren die Ausgaben; der Luxus wird zum Bedürfniß; das Ueberflüssige nimmt die Stelle des Nothwendigen ein; man kleidet sich besser, und lebt schlechter. Das gemeine Volk lernt die Ausschweifung eher kennen als die Liebe. Auch der Bürgermann sucht eher Geld als

ein Weib, und verliert beyde durch ein lie-
berliches Leben."

So spricht Raynal.

CV.

Schilderung Wiens für die Pariser,
von Malte-Brun.

Im Jahre 1809 hatte Wien aus be-
kannten Ursachen für die Franzosen überhaupt,
und besonders für die Pariser, ein erhöhtes
Interesse. Mehrere öffentliche Blätter da-
selbst gaben Notizen von der Hauptstadt
Oesterreichs. Der Moniteur machte einen
ziemlich guten topographischen Auszug aus
der hier erschienenen Description de
Vienne.

Herr Malte-Brun in Paris, der sich
durch ein großes geographisches Werk be-
kannt gemacht hat, wollte den Parisern et-
was Umständlicheres und Unterhaltendes über
Wien sagen, und rückte deshalb in sein Journal

(Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire) ein von ihm selbst gefertigtes so genanntes *Tableau de Vienne* ein, welches ungefähr 50 Seiten füllt. Er versichert die Materialien hierzu aus Nicolai, Risbeck, De Luca, Pezzl, Kohrer und Bertuch, und überhaupt aus den neuesten Schriftstellern über Wien genommen zu haben. Dieser Umstand zeigt also zwar von einer Seite, daß Herr Malte-Brun die deutschen Originale verstehe, von der andern aber, daß er Altes und Neues durch einander geworfen habe; denn was Nicolai und Risbeck vor dreysig, und De Luca vor zwanzig Jahren schrieben, paßt auf das heutige Wien nicht mehr.

Da es dem Herrn Malte-Brun ohne Zweifel darum zu thun war, daß sein Gemälde von Wien dem Original gleich sey, so wird er es mir ohne Zweifel Dank wissen, wenn ich ihm einige falsche Pinselstriche anzeige, die ihm bey seiner Malheroy ent schlüpft sind.

Nach einer kurzen historischen Einleitung, die ich übergehe, um nicht zu weitläufig zu werden, schildert Herr M. B. das Materielle der Stadt Wien.

Seite 13. sagt er: „Das Zeughaus ist das einzige sehenswürdige Gebäude in der Stadt *).“ — Das Zeughaus enthielt ehemals wohl in seinem Innern manche Merkwürdigkeit, aber als Gebäude hat es in Wien nie die mindeste Aufmerksamkeit erregt.

Seite 14. sagt er von der Dreyfaltigkeitssäule auf dem Graben: „daß sie weder „Pyramide noch Säule sey; daß sie, so wie „die Säule auf dem Hof und jene auf dem „hohen Markt, zwar ein Denkmahl der ehemalsigen Andacht, aber auch eines sehr „schlechten Geschmacks sey.“ — Und daran hat er Recht; wenn er aber mit anmaßlicher Spasshaftigkeit hinzu setzt: „daß man im „Jahr 1804 noch einen heiligen Joseph und

*) Aucun autre édifice remarquable que l'arsenal n'y attire les regards.

„einen heiligen Leopold in jene Säule hinein
 „logirt habe *)“ — wenn er S. 15. sagt:
 „daß die Kaiserliche Burg mitten in der
 „Stadt stehe **)“ — so verräth er deutlich,
 daß er die hier erschienene Beschreibung von
 Wien nicht gelesen habe, denn daraus würde
 er ersehen haben, daß die erwähnten Sta-
 tuen des heiligen Josephs und Leopolds auf
 zwey Springbrunnen stehen, deren jeder 70
 Schritte von der Dreyfaltigkeitssäule ent-
 fernt ist, und daß die Burg nicht mitten in
 der Stadt, sondern am Ende derselben, dicht
 an den Bastionen liege.

Nachdem M. B. von dem zu engen
 Raum und den hohen vollgestopften Häusern
 gesprochen hat, setzt er höchst naiv hinzu:
 „Es gibt wenige Häuser in Wien, worin
 „nur ein einziger Mensch wohnt ***)“ —

*) En 1804 on y a encore logé un St. Joseph
 et un St. Léopold.

**) Le chateau où réside la cour, est situé au
 milieu de la ville.

***) Rarement une maison entiere est occupée
 par un seul individu.

Sa wahrlich wenige! denn außer den Schilderhäusern wüßte ich in Wien keines, das par un seul individu bewohnt wird.

S. 22. lobt M. B. die schönen Alleen auf dem Glacis, setzt aber hinzu: „allein „diese Alleen sind durch elende Hütten, durch „Magazine und Arbeitsplätze so verstellt, daß „sie dem Auge nichts als das Bild der Verwirrung und der Unsauberkeit vorstellen.“ — Man komme und sehe!

Ich sage nichts von dem S. 26. in das Lerchenfeld versetzten Pallast der ungarischen Garde *); aber den Schluß der topographischen Notizen muß ich hersetzen; er steht S. 27. und lautet wie folgt: „Nach dieser topographischen Skizze kann man schließen, daß, „wenn Wien jetzt weiter nichts ist, als ein „unregelmäßiger Haufe von acht bis zehn „kleinen Städten, Flecken und Dörfern; „wenn man dort von einem Pallast zu einer „Bauernhütte, von einem lachenden Hügel

*) Le palais de la garde hongroise dans le Lerchenfeld.

„zu einem traurigen Morast, und von einem
 „prächtigen Garten zu einem schmutzigen Zim-
 „merplatz kömmt, daß, sage ich, dieses
 „Chaos durch die Vortheile seiner natürlichen
 „Lage doch den Grundstoff zu einer sehr
 „schönen Stadt enthalte, zu welcher man
 „es mit wenigen Kosten umschaffen könnte,
 „und daß es sogar jetzt schon einige sehr
 „mahlerische Partien habe.“ —

Nun geht Herr Malte-Brun auf den
 moralischen und gesellschaftlichen Zustand von
 Wien über.

Er spricht zuerst von dem Gesundheits-
 zustand der Bewohner dieser Stadt. Nachdem
 er den Fähigkeiten der hiesigen Aerzte hat
 Gerechtigkeit wiederfahren lassen, thut er
 Seite 29. den peremptorischen Ausspruch: „daß
 in Wien das „mal syphilitique viel all-
 gemeiner sey, als in Paris.“ — Wer ist im
 Stande, über einen solchen Punct abzu-
 sprechen?

Er kömmt Seite 31. auf die Nahrung
 der Wiener, und sagt: „daß hier verhält-
 „nißmäßig mehr verzehrt werde, als in jeder

„andern großen Stadt, und dieß, weil die
 „Wiener einen gewaltigen Appetit nach al-
 „len Eßwaaren haben; daß aber dessen unge-
 „achtet die Lebensmittel in einem unglaub-
 „lich geringen Preise seyen.“ — Diese An-
 gabe ist aus Nicolai, hatte vor dreyßig Jah-
 ren viel Wahres, ist aber heut zu Tage in
 beyden Sätzen durchaus falsch.

„Der Buchhandel in Wien ist unbedeu-
 „tend, sagt M. B. Seite 33. wenn man
 „aber hier weniger Bücher druckt als in jeder
 „kleinen sächsischen Stadt, so ist die scharfe
 „Censur daran Schuld.“ — Uebermahl zwey
 unrichtige Sätze. Wenn übrigens Herr M. B.
 den Gehalt der gegenwärtigen sächsischen
 Vielschreiberey so gut einsähe, wie wir ihn in
 Deutschland kennen, so würde er schwerlich
 bedauern, daß in andern Ländern mehr
 gedruckt werde. . . . Was die mehr oder min-
 der scharfe Censur betrifft: woher kam in
 den neuesten Zeiten der Anstoß, die Preß-
 freyheit zu beschränken?

Nachdem Herr M. B. mehrere österrei-
 chische Gelehrte angeführt, und die Unmer-

kung gemacht hat: „daß die ernsthaften Wis-
 senschaften in despotischen Reichen nicht
 „verdächtig seyen“ — behauptet er: „daß
 „die plumpen Späße Blumauers *), die
 „romantischen wenig interessanten Epopeen
 „Uringers, die Pindarischen und Ossianis-
 „schen, manchemahl ziemlich gerathenen Oden
 „des Denis, Jüngers Komödien, Collins
 „Tragödien, und die Dramen des Holbein
 „(Ohe!) der ganze Kram seyen, den
 „die Desterreicher im Fache der schönen Wis-
 „sensschaften aufzuweisen haben.“ — Wer
 der Herr Sonnenberg sey, der, nach M. B.
 in seinen Werken die Demüthigung Frank-
 reichs und die Auferstehung des deutschen
 Reichs prophezeit haben soll, weiß hier
 Niemand.

Gar sonderbar spricht M. B. von der
 hiesigen Universität: „die Wiener-Universi-
 tät ist eine bedeutende Anstalt; sie hat un-
 „ter andern Professoren zwey für die lateini-
 „sche Sprache, einen für die französische

*) Les grosses plaisanteries de Blumauer.

„Sprache und Literatur, einen für die ita-
 „lianische Sprache; ja sogar einen Professor,
 „der über die Naturgeschichte und Chemie
 „liest, in so weit sich diese Wissenschaften auf
 „den Ackerbau beziehen *).“ — Dieß ist's
 alles, was M. B. von der hiesigen Universität
 zu sagen weiß. Ist es Unkunde über den Ge-
 genstand, oder ist es Ironie?

„Das deutsche Theater in Wien war einst
 „das beste in Deutschland (S. 37.), gegen-
 „wärtig aber gibt man auf demselben nichts
 „als Dramen oder ziemlich abgeschmackte
 „Farcen (des farces assés insipides);
 „die gute Komödie kennt man kaum; die
 „Tragödie existirt beynahé gar nicht; dafür
 „gibt es der Bühnen für die Possenspiele sehr
 „viele, und sie werden auch häufig besucht;

*) L'université de Vienne est un établisse-
 ment considerable; entre autres professeurs el-
 le en a deux de langue latine, un de langue et
 de littérature française, et un autre de langue
 italienne. Elle a même un professeur qui donne
 un cours d'histoire naturelle et de chimie, sous
 les rapports de ces sciences à l'agriculture.

Vier derselben sind in der Stadt selbst, und
 „noch mehrere in den Vorstädten.“ — Hier
 ist nun beynahе jeder Satz unrichtig: das
 hiesige deutsche Theater ist gerade jetzt das
 beste in Deutschland; farces insipides sieht
 man auf den drey Haupttheatern gar nicht;
 die bonne Comédie kennt man sehr wohl,
 und der Beweis davon ist, daß man die
 guten Pariserstücke sogleich übersetzt und auf-
 führt; die Tragödie kömmt beynahе noch zu
 oft auf das Theater. Was die théâtres
 bouffons tres multipliés betrifft, dont
 on compte quatre dans la ville et
 plusieurs dans les faubourgs, so dient
 Herrn M. B. zur Nachricht, daß in der Stadt
 gar keines ist, und in den Vorstädten nicht
 mehr als Zwey.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand sagt
 Herr Malte-Brun Seite 39. „Die man-
 „cherley Stände sind hier nicht in einander
 „verschmolzen, und was man in Frankreich
 „la bonne compagnie nennt, existirt in
 „Wien gar nicht.“ — Den hohen Adel aus-
 genommen, mischen sich seit den neuern Zei-

ten die übrigen Stände in der Gesellschaft fast allgemein. . . . Was die *bonne compagnie* in Paris um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war, wissen wir wohl; was seit der Revolution diesen Namen trägt, ist uns Nicht-Parisern noch nicht deutlich genug bekannt, und somit kann ich auch nicht angeben, ob in Wien die *bonne compagnie à la Parisienne* existire.

Ein paar ungezogene Ausfälle, die sich M. B. erlaubt hat, sind vermuthlich der Epoche zuzuschreiben, in welcher er sein so genanntes *Tableau de Vienne* ausfertigte; ein Jahr später würde er sie wohl nicht gethan haben.

Den Anstalten für Künste und Wissenschaften, der Betriebsamkeit im Fabrikwesen, dem biederen und rechtlichen National-Charakter der Wiener läßt er so ziemlich Gerechtigkeit wiederfahren.

Was er übrigens noch von den Gesellschaften, von den Weibern, von der Titelsucht, vom Luxus, vom Hang nach Genuß und den daraus entspringenden Lastern u. s. w.

sagt, ist die aus einander gesetzte Praxis von dem bekannten Spruch: C'est partout comme chez nous.

Es ist immer eine mißliche Sache, eine große Stadt zu schildern, ohne selbst und lange in derselben gelebt zu haben. Freylich gibt Herr Malte-Brun seine lange Liste von Schriftstellern über Wien an, die er benützt haben will; wenn man aber die vielen Unrichtigkeiten in seinem Tableau sieht, so möchte man fast glauben, er habe jene Schriften entweder sehr obenhin durchblättert, oder sie stünden wohl gar nur zur Parade da. Und wenn er die Quellen zu seinem großen geographischen Werke nicht aufmerkamer benützt, und getreuer excerpirt hat, als die zum *Tableau de Vienne*, so möchte der Werth desselben nicht sehr groß seyn.

CVI.

Consumtions-Tabellen von den Jahren 1810 und 1811.

Vom 1. November 1809 bis zum letzten October 1810 wurden an den Linien von Wien verzollt:

Ochsen	60236	Stücke
Rühe	3625	—
Kälber	62132	—
Schafe	83280	—
Lämmer	95291	—
Schweine	108093	—
Spanferkel	5695	—
Oesterreicher Weine	656004	Eimer.
Ungarische Weine	56843	—
Ausländische Weine	1293	—
Bier	457421	—
Mehl (weißes)	500120	Zentner.
Mehl (schwarzes)	193290	—
Gries	11782	—
Brot in Laiben	7599	—
Weizen und Korn	269239	Metzen.
Gerste	128482	—

Hafer	. . .	624200	Messen.
Hülſenfrüchte	. . .	60570	—
Heu	. . .	22638	Fuhren.
Stroh	. . .	1149762	Bünde.
Brennholz	. . .	326330	Klafter.
Steinkohlen	. . .	16850	Zentner.
Fleisch	. . .	2314	—
Unſchlitt	. . .	35332	—

Vom 1. November 1810 bis zum letzten
 October 1811 wurden an den Linien von
 Wien verzollt:

Ochsen	. . .	80301	Stücke.
Rühe	. . .	2891	—
Kälber	. . .	78288	—
Schafe	. . .	50883	—
Lämmer	. . .	104556	—
Schweine	. . .	108093	—
Spanferkel	. . .	6421	—
Oesterreicher Weine	. . .	587187	Eimer.
Ungarische Weine	. . .	118646	—
Ausländische Weine	. . .	1909	—
Bier	. . .	439425	—

Mehl (weißes)	410788	Zentner.
Mehl (schwarzes)	294332	—
Gries	11112	—
Brot in Laiben	10909	—
Weizen und Korn	180260	Mehnen.
Gerste	147372	—
Hafer	650076	—
Hülsenfrüchte	57858	—
Heu	19630	Fuhren.
Stroh	1012519	Bünde.
Brennholz	262740	Klafter.
Steinkohlen	52335	Zentner.
Fleisch	2056	—
Unschlitt	97791	—

CVII.

Volkslisten.

Ich will in diesem Kapitel mancherley Angaben zusammen fassen, die sich auf die Volksmenge von Wien beziehen, und die für den Beobachter großer Städte überhaupt einiges Interesse haben können.

Wien hatte im Jahre 1782

	in der Stadt Häuser	1310
	in den Vorstädten —	4084
i. J. 1787	in der Stadt Häuser	1324
	in den Vorstädten —	4283
i. J. 1809	in der Stadt Häuser	1376
	in den Vorstädten —	5541

Im Jahre 1782 wohnten

	in der Stadt	51466 Seelen.
	in den Vorstädten	154654 —

Summe 206120 Seelen,

ohne die Fremden und Militärpersonen.

Darunter waren Adelige	2611
Geistliche	1979
Beamte und Honoratioren	3123
Künstler, Bürger, Handwerker	5890

Im Jahre 1785 hatte ganz Wien

	Bewohner	217967
	ohne Fremde und Garnison.	
J. J. 1796	an In- und Ausländern	235098
J. J. 1800	an In- und Ausländern	232638
J. J. 1807	an In- und Ausländern	219023
	Darunter waren Adelige	4342

Geistliche	984
Beamte und Honoratioren	4493
Künstler, Bürger, Gewerksleute	9201
Händler und Gärtler	31552
Im Jahre 1810 an Inländern	212355
an nicht nationalisirten Aus-	
ländern beyderley Geschlechts	11737
<hr/>	
Summe	224092

ohne Militärpersonen, und die täglich ab- und zugehenden Fremden, welche beyde Rubriken man auf 13000 Köpfe anschlagen kann.

Also Summe 237092

Von dieser ganzen Summe der Einwohner wohnten in der Stadt 46437, die übrigen in den Vorstädten *).

Bey diesen Angaben werden jedermann vorzüglich folgende Umstände auffallen:

Im Jahre 1782 hatte die eigentliche

*) Berlin, die einzige Stadt Deutschlands, welche man mit Wien in Vergleich setzen kann, hatte im Jahre 1810: Häuser 7351, Einwohner 153070.

Stadt 1310 Häuser, und doch wohnten 51466 Menschen in derselben. Seit dem wurde das ungeheure Bürgerspital zu Wohnungen eingerichtet; es wurden auf dem Grunde des Kapuziner- und Franciscanergartens einige sehr große Häuser erbaut; es wurden auf der so genannten Bastey mehrere Häuser theils neu gebaut, theils vergrößert; es wurden wenigstens auf 150 Häuser neue Stockwerke gesetzt; es wurden hier und da an die Stelle von alten kleinen Häusern große neue Häuser angelegt, wie z. B. auf dem hohen Markt, bey dem Dorotheerhofe u. s. w. und nur fünf ziemlich unbedeutende Häuser wurden gänzlich niedergedrissen, und ihr Platz leer gelassen, nämlich auf dem Stephansplatz und hohen Markt. Folglich sind von jener Zeit bis jetzt wenigstens für 600 Familien *) neue Wohnungen hergestellt worden; und bey all dem wohnen jetzt 5000 Menschen weniger in der Stadt als damahls; ein Be-

*) Eine jede Familie, wie es gewöhnlich ist, wenigstens zu 5 Personen angeschlagen, gibt 3000 Köpfe.

weis, wie sehr durch den Luxus die Wohnungen sind ausgedehnt worden.

Zur Zeit, da ganz Wien nur noch sechshalbtausend Häuser hatte, fand man um Georgi und Michaelis — den beyden Auszieh-Terminen — allenthalben Wohnungen nach Gefallen, und manche blieben sogar zu halben Jahren leer stehen, obschon die Volksmenge, mit Einschluß der Fremden (aber ohne Garnison) auf wenigstens 258000 Köpfe stieg. Jetzt, da Wien gegen 7000 Häuser und nur (ohne Garnison) 227000 Seelen hat, ist allenthalben Mangel an Wohnungen, sowohl in der Stadt als in den Vorstädten; noch im vorigen Sommer waren gegen 40 Familien eine Zeitlang ohne Dach und Fach, und mehrere selbst wohlhabende Leute mußten sich auf das Land ziehen.

Die Zahl des weiblichen Geschlechts in Wien machte zwar immer einigen Ueberschuß über die Männer; aber im Jahre 1810 betrug dieser Ueberschuß an 11800 Köpfe, wahrscheinlich eine Folge der lange dauernden Kriege.

Eine andere auffallende Erscheinung ist das abwechselnde Verhältniß von Adelichen, Geistlichen und Beamten in Wien von einem Zeitpunct zum andern.

Es lebten hier :

im Jahre 1782.	im Jahre 1810.
Adeliche 2611	Adeliche 4342
Geistliche 1979	Geistliche 984
Beamte 3123	Beamte 4493

Das Verhältniß zwischen Knaben und Mädchen, welche zur Welt kommen, ist wie $104\frac{1}{2}$ zu 100. In den fünf und zwanzig Jahren, von 1783 bis 1807 inclusive, wurden 140149 Knaben und 134160 Mädchen getauft. . . . Dafür ist das Verhältniß der Sterbenden beyder Geschlechter gerade umgekehrt, und die Abweichung noch viel merklicher: nämlich wie $114\frac{3}{8}$ zu 100. Es starben in den eben angeführten fünf und zwanzig Jahren 189844 Menschen männlichen und nur 165986 weiblichen Geschlechts.

Das Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbenen ist ungefähr wie 100 zu 126. Dieser Abgang wird hier, wie in allen

europäischen Hauptstädten, unaufhörlich durch den Zufluß von außen ersetzt, welcher diese Städte immer mit mehr Menschen anfüllt, als in manchen Rücksichten gut ist.

* * *

Krankenlisten in den Spitalern und andern Heilungsanstalten Wiens, vom Jahre 1808.

Im allgemeinen Krankenhause sind mit Ende des J. 1807 verblieben :

Personen 751

Im Jahre 1808 wurden

aufgenommen 11129

Summe 11880

Hiervon gesund entlassen . . . 8403

unheilbar in ein Siechenhaus gegeben 215

nach Hause entlassen . . . 703

gestorben 1678

am Ende des Jahrs im Hause

verblieben 881

Von hundert Kranken starben . 14 $\frac{1}{2}$

J. Jahr 1810 behandelt . . . 13330

entlassen 10380

gestorben 2239

Im Gebärhause vom Jahr 1807		
verblieben	— Mütter —	Kinder
	47	7
Zuwachs vom J. 1800	855	877
	<hr/>	<hr/>
Entlassen wurden .	902	884
gestorben	831	802
am Ende des Jahrs		
verblieben	7	72
verblieben	64	10
Von 100 Kindern starben $8\frac{1}{2}$, von 1000		
Müttern 7.		

	M.	K.
Im Jahr 1810 behandelt	813	707
entlassen	742	623
gestorben	6	76

Im Irrenhause vom Jahr 1807		
verblieben: Personen	.	275
Zuwachs vom J. 1808	.	192
		<hr/>
		467
Entlassen	147
gestorben	50
		<hr/>
am Ende des Jahrs verblieben	.	197
von hundert starben	$10\frac{3}{4}$	270

Im J. 1810 behandelt	508
entlassen	165
gestorben	58

In den unentgeltlichen Krankenanstalten
der Polizeybezirke:

Vom J. 1807 verblieben	403
Im J. 1808 behandelt	11888
	<hr/>
	12291

hiervon genesen	11327	}	12115
ungeheilt ausgetreten	322		
in Spitaler gebracht	195		
gestorben	261		

am Ende des Jahrs verblieben 176
von hundert Kranken starben $2\frac{1}{4}$

J. J. 1810 behandelt	5303
genesen	4455
gestorben	218

Im Spital der barmherzigen Brüder:

Vom J. 1807 verblieben	127
J. J. 1808 aufgenommen	2536
	<hr/>
	2663

genesen	2203	}	2532
gestorben	320		

am Ende des Jahrs verblieben	140
von hundert starben $12\frac{1}{2}$	
J. J. 1810 behandelt	2329
entlassen	1780
gestorben	425

Im Spitale der Elisabethinerinnen:

Vom J. 1807 verblieben	46
J. J. 1808 aufgenommen	495
	<hr/>
	541

genesen	388	} 492
gestorben	104	

am Ende des Jahrs verblieben	49
von hundert starben $19\frac{1}{2}$	

J. J. 1810 behandelt	539
entlassen	393
gestorben	98

Im Arrestanten-Spitale:

Vom J. 1807 verblieben	100
J. J. 1808 behandelt	1631
	<hr/>
	1731

genesen	1575	} 1631
gestorben	56	

am Ende des Jahrs verblieben	100
von hundert starben $3\frac{1}{2}$	

J. J. 1810 behandelt	1912
geheilt	1738
gestorben	86
Im Juden-Spitale:	
Vom J. 1807 verblieben	11
J. J. 1808 aufgenommen	114
	<hr/> 125
genesen	112
gestorben	7
	} 119
am Ende des Jahrs verblieben	6
von hundert starben $5\frac{1}{2}$	
J. J. 1810 behandelt	135
entlassen	121
gestorben	7
In den beyden Versorgungshäusern am Alferbach und in der Währingergasse:	
Vom J. 1807 verblieben	361
J. J. 1808 aufgenommen	804
	<hr/> 1165
genesen	547
in Spitäler übersezt und ungeheilt entlassen	51
gestorben	216
	} 858

am Ende des Jahrs verblieben	268
von hundert starben $28\frac{1}{2}$	
J. J. 1810 behandelt	863
überseht oder entlassen	132
gestorben	293

In der Armen-Augenkur-Anstalt:

J. J. 1808 behandelt	355
geheilt	258
ungeheilt entlassen	41
selbst ausgeblieben	34
	333

am Ende des Jahrs in der Heilung geblieben	22
von 37 Operationen hatten 30 einen glücklichen Erfolg.	

J. J. 1810 behandelt	320
geheilt	273

Im Findelhause:

Vom J. 1807 verblieben Kinder	1529
J. J. 1808 aufgenommen	3028
	<hr/> 4557
entlassen	214
gestorben	2831
	3045
am Ende des Jahrs verblieben	1512
davon im Hause	196

in den Vorstädten 996
 auf dem Lande 320
 von hundert starben $62\frac{1}{2}$.

Im Bürgerspitale zu St. Mary:

J. J. 1810 Kranke behandelt 269
 genesen 204
 gestorben 50

In der Heilanstalt für kranke Kinder:

J. J. 1810 behandelt 4298
 genesen 3863
 gestorben 344

Im Waisenhause:

J. J. 1810 kranke Kinder behandelt 256
 genesen 230
 gestorben *) 3

Armen = Stand.

Kaiser Joseph II. hatte im Jahre 1784
 das Armen = Institut errichtet, wobey die

*) Aus den vaterländischen Blättern
 für den Oesterreichischen Kaiserstaat,
 welche einen reichen Schatz von interessanten
 Notizen jeder Art enthalten.

Dürftigen nach dem Verhältniß ihrer gänzlichen Verdienstlosigkeit, oder noch einiger Fähigkeit etwas zu erwerben, in vier Classen getheilt wurden, und die, einmahl bey dem Institute eingeschrieben, nach jener Abstufung, täglich 8, 6, 4, oder 2 Kreuzer erhielten. Der stets steigende Preis auch der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, und manche bey dem Institute eingeschlichene Mißbräuche machten es nothwendig, dabey eine Veränderung vorzunehmen.

Im Jahre 1801 wurde deßhalb eine eigene Commission angeordnet. Man wollte bey der neuen Einrichtung des hiesigen Armenwesens die hamburgischen Armen-Anstalten zum Muster nehmen, die Rumpfordschen Suppen einzuführen u. s. w. Allein der Erfolg bewies, daß diese Verfügungen für Wien nicht passend seyen.

Die erste Operation der Armen-Commission war gewesen, den Armen-Stand zu erheben. Bey dieser Untersuchung meldeten sich als Arme in allem 37552 Personen, darunter waren:

3. Häft.

8

Männer	6086
Weiber	12643
erwachsene ledige Personen	10123
Kinder zwischen 6 u. 12 Jahren	4829
Kinder unter 6 Jahren	3871
	<hr/>
	37552

Allein bey genauerer Untersuchung dieser auf die Unterstützung des Armen-Instituts Anspruch machenden Menschen, wurden so gleich 18951 als solche erklärt, welche jenen Anspruch nicht haben, weil sie entweder durch sich selbst, oder durch nahe Verwandte hinlänglichen Unterhalt finden konnten, oder ganz Fremde waren.

Von den noch übrig gebliebenen und zur öffentlichen Unterstützung geeigneten 18601 Personen wurden 9246 auf Arbeit angewiesen; ein Theil davon kam in das neu errichtete Zwangs-Arbeitshaus; andere sollten durch die vielen hier befindlichen freywilligen Arbeits-Anstalten Verdienst finden, und noch andere durch Beschäftigung bey Privatleuten oder zu Hause sich erhalten. Dem

Ueberrest wurde eine tägliche Anshülfe an Geld bewilliget.

Die Zeitumstände, die Veränderung in dem Werthe des Papiergeldes und folglich auch in den Preisen der Lebensbedürfnisse, nebst mancherley andern Ursachen, haben seit dem Jahre 1801 auch wieder manche Veränderungen bey dem Armenwesen nothwendig gemacht. Die tägliche Anshülfe ist stufenweise erhöht worden; und seit der Erscheinung des Finanzpatentes vom 20. Februar sind die vier Classen der Armen wieder auf den Stand gesetzt worden, welcher bey Errichtung des Armen-Instituts angenommen worden ist. Die ganze Zahl der Armen, welche vom Institute eine regelmäßige tägliche Unterstützung erhält, beträgt im Durchschnitt jährlich ungefähr 4300 Köpfe. — Die mit unheilbaren Gebrechen oder aus andern Ursachen ganz Hülfslosen werden in den Versorgungshäusern untergebracht.

*

*

Liste der in den letzten zwey Jahren Gebornen, Gestorbenen und Getrauten.

1810.

Geboren	10013
Gestorben *)	17445
Getraut (Paare)	3532

1811.

Geboren	13264
Gestorben	15359
Getraut (Paare)	3274

*) Die mindere Zahl der Gebornen, und die hohe Zahl der Todten in diesem Jahre war zum Theil noch eine Folge von dem Einfluß der feindlichen Invasion des vorhergegangenen Jahres.

Beym Verleger dieses ist auch zu haben:

Skizze von Wien,

unter

der Regierung Joseph des Zweyten.
Vierte Auflage.

In 2 Theilen, Taschenformat.

Inhalt des ersten Theils.

- I. Lage.
- II. Uebersicht.
- III. Klima.
- IV. Physiognomie der Stadt.
- V. Die Vorstädte.
- VI. Vorschläge.
- VII. Plan von Wien.
- VIII. Apologie der großen Städte.
- IX. Der Kaiser.
- X. Fürst Kaunig.
- XI. Bevölkerung.
- XII. Anhang zur Bevölkerung.
- XIII. Consumtion.
- XIV. Menschengattung und Anzug.
- XV. Der hohe Adel.
- XVI. Der zweyte Adel.
- XVII. Der gemeine Mann.
- XVIII. Lebensbedürfnisse.
- XIX. Gastfreyheit.
- XX. Politischer Charakter der Wiener.
- XXI. Moralischer Charakter der Wiener.
- XXII. Gecken beyderley Geschlechts.
- XXIII. Spielsucht.
- XXIV. Lotterie.
- XXV. Titelsucht.
- XXVI. Tagesordnung der Stadt.
- XXVII. Sonntage und Feiertage.
- XXVIII. Der 12. September.
- XXIX. Der Neujahrstag.
- XXX. Aeneas, Sylvius, Shakespeare, Lady
Montague und Keyfler.
- XXXI. Der Hof.

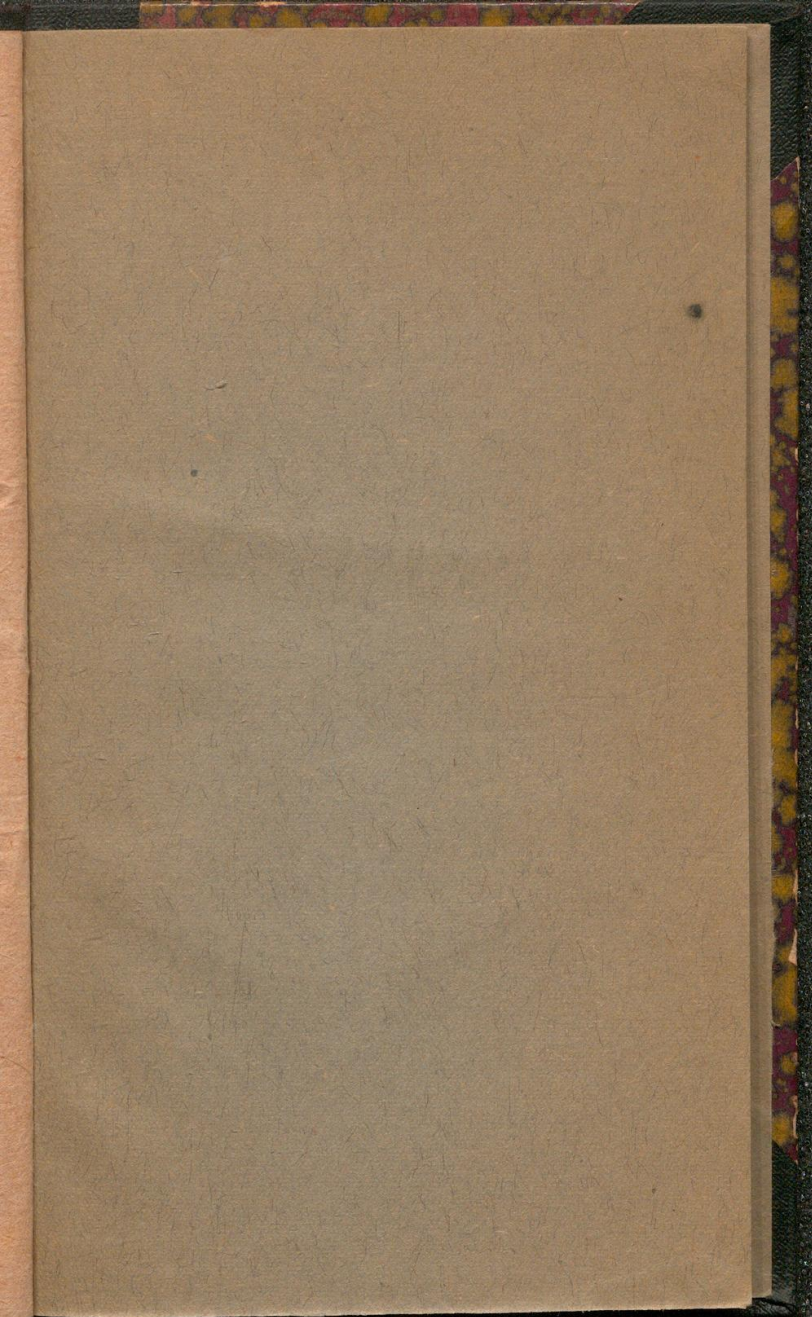
- XXXII. Die Burg.
XXXIII. Der Kammerherrnschlüssel.
XXXIV. Polizey.
XXXV. Freyheit im Neben.
XXXVI. Neugierde.
XXXVII. Pracht und Aufwand.
XXXVIII. Ein großes Haus.
XXXIX. Holzverbrauch.
XL. Bancozettel.
XLI. Nationaltheater.
XLII. Von der Liebe.
XLIII. Galanterie.
XLIV. Abnahme der Ehen.
XLV. Falsche Schlüsse.
XLVI. Wohnungen, Miethzimmer.
XLVII. Weinkeller.
XLVIII. Bierhäuser.
XLIX. Institut der Taubstummen.
L. General-Seminarium.
LI. Allgemeines Krankenhaus.
LII. Todtenschaueramt und Todtenlisten.
LIII. Begräbnisse.
LIV. Periodische Schriften.
LV. Die Hege.
LVI. Unbequemlichkeiten.
LVII. Bequemlichkeiten.
LVIII. Volkslaune.
LIX. Aufklärung.
LX. Religion.
LXI. Toleranz.
LXII. Protestanten.
LXIII. Gewissensfreyheit.
LXIV. Ueber den Deismus.
LXV. Die heilige Wegzebrung.
LXVI. Griechen.
LXVII. Fiacker, Pöbnkutscher.
LXVIII. Die Basten.
LXIX. Naturalien-Cabinet.
LXX. Schlittenfahrten.
LXXI. Gassenkehrer.
LXXII. Wälsche und deutsche Oper.
LXXIII. Reise Mädchen.
LXXIV. Kaiserliche Bibliothek.
LXXV. Das Belvedere.

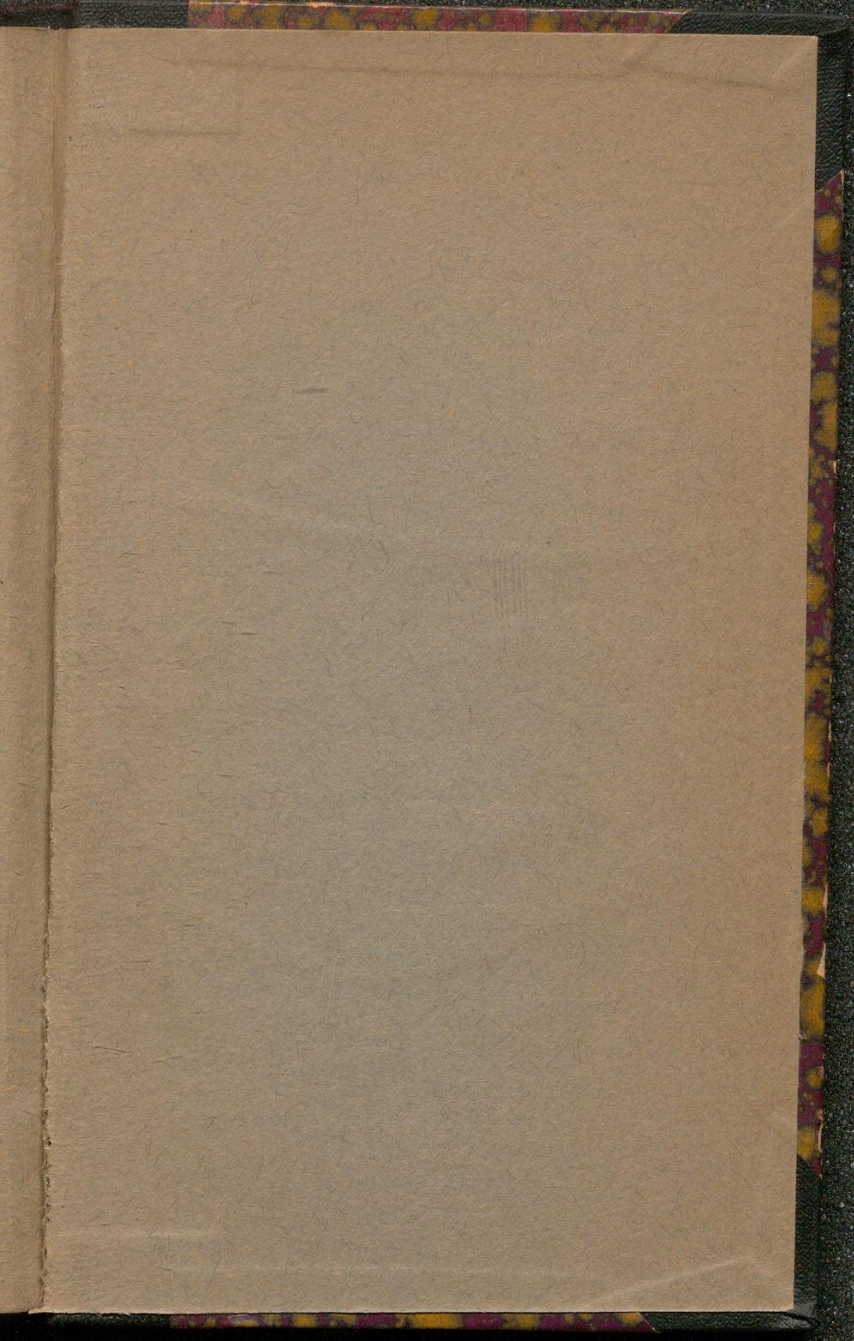
- LXXVI. Tractentz.
 LXXVII. Der Fasching.
 LXXVIII. Die Fasten.
 LXXIX. Volkslisten vom Jahre 1786.
 LXXX. Consumption vom Jahre 1786.

Inhalt des zweyten Theils.

- I. Die Donau.
 II. Literatur.
 III. Schriftsteller.
 IV. Broschuristen.
 V. Geistlichkeit.
 VI. Kammerjungfern.
 VII. Stubenmädchen.
 VIII. Redoute.
 IX. Lustmädchen.
 X. Lustseuche.
 XI. Soll man Bordelle (Freudenhäuser) anlegen?
 XII. Chirurgische Akademie.
 XIII. Schneider.
 XIV. Kaffehäuser.
 XV. Zeitungen.
 XVI. Geschriebene Zeitungen.
 XVII. Mädchen-Pensionat.
 XVIII. Der Prater.
 XIX. Egoismus.
 XX. Brittensucht.
 XXI. Moden.
 XXII. Kirchen.
 XXIII. Bäder.
 XXIV. Akademie der Künste.
 XXV. Schatzkammer.
 XXVI. Vieharzenenschule und Thierspital.
 XXVII. Der 31. December.
 XXVIII. Der Türkenkrieg.
 XXIX. Das Schänzel.
 XXX. Banco und Börse.
 XXXI. Juden.
 XXXII. Nonnenklöster.
 XXXIII. Weine.
 XXXIV. Stephanskirche.
 XXXV. Garnison.
 XXXVI. Der Augarten.
 XXXVII. Vakeyen.

- XXXVIII. Orientalische Academie.
XXXIX. Pläze.
XL. Burgwache.
XLI. Findelhaus.
XLII. Ständelweiber.
XLIII. Ritter-Ordensfeste.
XLIV. Universität.
XLV. Mönche.
XLVI. Agenten.
XLVII. Buchdruckereyen.
XLVIII. Buchhandel.
XLIX. Kunsthandlungen.
L. Lichtensteinische Gallerie.
LI. Kalender.
LII. Pensionen.
LIII. Schuldengefangniß.
LIV. Der Casperl.
LV. Der Wienfluß.
LVI. Siegesfeste.
LVII. Hoffeste.
LVIII. Höchste oder so genannte Hoffstellen.
LIX. Fremde.
LX. Gesellschaften.
LXI. Conservation.
LXII. Frohnleichnamstag.
LXIII. Strafgesetze.
LXIV. Heirathen.
LXV. Simonadehütten.
LXVI. Casinen.
LXVII. Zeughäuser.
LXVIII. Der Stock im Eisen.
LXIX. Inländische Waaren.
LXX. Verschönerungen.
LXXI. Gasthöfe.
LXXII. Botanische Gärten.
LXXIII. Die vier Jahreszeiten.
LXXIV. Glückskinder.
LXXV. Schulen.
LXXVI. Versteigerungen.
LXXVII. Cabinet der Antiken und Münzen.
LXXVIII. Zerstreute Bemerkungen.
LXXIX. Geschichte, Topographie u. s. w.
LXXX. Gegend um Wien.
LXXXI. Schluß.
-





WIENBIBLIOTHEK



+QWB10214905